Romola.

Von

George Eliot

(Miß Evans),

Verfasserin von „Adam Bede“, der „Mühle am Floß“ ꝛc.

Aus dem Englischen übersetzt
und mit Anmerkungen begleitet
von

Dr. A. L. Wollheim.

VI.

Naumburg,
Druck und Verlag von C. Pätz.

Leipzig, Wolfgang Gerhard.
1864.

Dreiundfünfzigstes Capitel.

Auf San Miniato.

„Ich möchte mit Euch sprechen," sagte Baldassarre, als Romola ihn in schweigender Erwartung anblickte. Offenbar war er ihr gefolgt und hatte auf sie gewartet. Sie sollte also endlich sein Geheimniß erfahren.

„Ja," antwortete sie mit einer Unterwürfigkeit, wie sie dieselbe etwa bei einer auferlegten Buße hätte zeigen können „aber Ihr wünscht wahrscheinlich an einen Ort hinzugehen, wo uns Niemand hören kann?"

„Wo er uns nicht überraschen kann," sagte Baldassarre sich umwendend und furchtsam hinter sich sehend „hinaus, in die Luft, fort von den Straßen!"

„Ich gehe zuweilen um diese Stunde nach San Miniato," sagte Romola, „wenn Ihr es wünscht, will ich gleich jetzt dahin gehen, und Ihr könnt mir folgen. Es ist ein weiter Weg bis

dahin, aber wir können dort ganz allein und ungestört sein."

Er nickte bejahend und Romola brach auf. Manchen Frauen hätte es wie eine drohende Gefahr erscheinen können, an einen verhältnißmäßig einsamen Ort mit einem Mann zu gehen, der allerdings einige äußere Spuren des Wahnsinns an sich trug, dessen Tito ihn bezichtigt hatte. Romola kannte aber keine persönliche Furcht, und sie freute sich des weiten Weges, der einen Aufschub gewährte, ehe sie ein zweiter Schlag traf. Es war schon hoch am Tage und die Sonne stand bereits tief im Westen, als sie auf einer unebenen Stelle im Schatten der Cypressenbäume stehen blieb und sich nach Baldassarre umsah. Er war nicht weit von ihr entfernt, als er sie aber erreichte, war er froh, sich auf einen steinigen Abhang niederlassen zu können. Seine dicke Gestalt hatte nicht mehr die derbe Kraft, die ihm eigen war, als er zuerst mit dem Seil um den Hals im Dom erschien, und bei dem flüchtigen, durch das anstrengende Emporklimmen des Hügels hervorgebrachten Zittern schienen seine Augen einen traurig wirreren Blick zu haben.

„Der Hügel ist steil," sagte Romola mit theilnahmsvoller Milde, indem sie sich neben ihn setzte, „und ich fürchte, der Mangel hat Euch geschwächt!"

Er wandte sein Haupt und starrte sie schweigend an, unfähig jetzt, wo der Augenblick zu sprechen gekommen war, die Worte zu finden, welche den Gedanken, den er ausdrücken wollte, zum Vorschein brachten,

und sie blieb so regungslos wie möglich, damit er sie nicht für ungeduldig halten möge. Er sah um nichts vornehmer aus, als ein verwahrloster alter Mann, ohne besonders feine Bildung; sie war jetzt aber an den Verkehr mit derartigen Leuten und an Theilnahme mit ihren Sorgen gewöhnt. Nach und nach gewann sein Blick einen bestimmteren Ausdruck und endlich rief er mit plötzlicher Emphase:

„Ach, Ihr wäret meine Tochter gewesen!"

Eine schnelle Röthe überflog Romola's Antlitz und entschwand eben so schnell wieder, und ihre bleichen Lippen blieben geöffnet wie ein marmornes Bild des Entsetzens. Für ihren Geist war die Enthüllung jetzt gemacht. Sie errieth die Thatsachen, welche in einem einzigen Worte lagen, und im ersten Augenblick vermochte nichts den instinctmäßigen Glauben zu hemmen, der aus ihrer genauen Kenntniß von Tito's Charakter entsprang. Die ausdrucksvolle Antwort, die in ihren Zügen lag, war ein Sporn für Baldassarre; zum ersten Male hatten seine Worte den gewollten Eindruck hervorgebracht. Er fuhr mit zunehmender Lebendigkeit und Heftigkeit fort, indem er seine Hand auf ihren Arm legte.

„Ihr seid ein Weib aus stolzem Blut entsprossen — nicht wahr? Ihr geht den Prediger zu hören; Ihr haßt die Gemeinheit — die Gemeinheit, die lächelt und triumphirt. Ihr haßt Euren Gatten?"

„O Gott, wäret Ihr wirklich sein Vater!" rief Romola mit leiser Stimme und zu sehr von den Bildern der Vergangenheit eingenommen, um auf

Baldassarre's Frage zu achten, „oder ist es, wie er sagte? Nahmt Ihr ihn, als er noch klein war?"

„Ihr glaubt mir! Ihr wißt, wer er ist!" sagte Baldassarre triumphirend, ihren Arm fester fassend, als ob diese Berührung ihm Kraft verliehe, „Ihr wollt mir helfen?"

„Ja," entgegnete Romola, die Worte anders deutend, wie er sie meinte. Sie legte ihre Handfläche leise auf die rauhe Hand, die ihren Arm faßte, und Thränen traten ihr in die Augen, als sie ihn ansah, „o, es ist jammervoll! Sagt mir, nicht wahr, Ihr wart ein großer Gelehrter; Ihr unterrichtetet ihn? Wie war dies Alles doch?"

Sie hielt inne. Tito's Andeutung von dem Wahnwitz dieses Mannes kam ihr in den Sinn; und wo waren denn die Spuren, selbst einer früheren höheren Bildung? Sie hatte eben so viel Selbstbeherrschung, ihre Hand nicht zu rühren. Sie saß vollkommen unbeweglich da, mit neuer Vorsicht weiter zu hören entschlossen.

„Es ist fort — es ist Alles fort!" fuhr Baldassarre fort, „und sie wollten mir nicht glauben, weil er log und sagte, ich sei wahnwitzig, und sie ließen mich in's Gefängniß schleppen. Und ich bin alt, mein Geist wird nicht wiederkehren — und die Welt ist wider mich."

Er schwieg einen Augenblick, und seine Augen senkten sich, als würde er von einer Welle der Entmuthigung herniedergezogen. Dann aber blickte er wieder zu ihr empor, und sagte mit frischer Lebendigkeit:

„Ihr aber seid nicht wider mich. Er flößte Euch Liebe ein und war falsch gegen Euch, und Ihr haßt ihn. Ja, auch mir flößte er Liebe ein, er war schön und lieb, und ich war ein einsamer Mann. Ich nahm ihn auf, als sie ihn schlugen. Er schlief an meinem Herzen, als er klein war, und ich bewachte ihn, als er wuchs, und theilte ihm meine Kenntnisse mit, und Alles, was mein war, sollte sein gehören. O ich hatte mancherlei Dinge, Gold, Bücher und Edelsteine. Er hatte meine Edelsteine — er verkaufte sie, und ließ mich in der Sclaverei. Er kam nicht, mich aufzusuchen, und als ich arm und elend zurückkehrte, verläugnete er mich. Er sagte, ich sei ein Verrückter."

„Er sagte uns, sein Vater sei todt, ertrunken," stammelte Romola. „Gewiß hat er es damals geglaubt; er konnte damals nicht so erbärmlich sein."

Die Erscheinung dessen zog ihr vorbei, was Tito ihr in jenen ersten Tagen gewesen war, als sie nicht mehr Böses in ihm vermuthete, als ein Kind Gift in einer Blume. Das sehnende Bedauern, das in jener Erinnerung lag, erleichterte in etwas die Spannung des Entsetzens. Unter lautem Schluchzen strömten die Thränen nieder.

„Ach, Ihr seid jung, und die Thränen kommen leicht," sagte Baldassarre mit einiger Ungeduld, „aber Thränen taugen nichts; sie löschen das innere Feuer aus, und das Feuer ist es eben, das wirkt. Zähren werden uns hindern. Hört mich an."

Romola wandte sich mit leisem Beben nach ihm

um. Die Möglichkeit seines Irrsinns kehrte wiederum zurück und hemmte ihren Drang, ihm Glauben zu schenken. Wenn nun am Ende dieser Mensch weiter nichts war als ein toller Mörder? aber ihr tiefer Glaube an seine Geschichte lag noch zurück, und sie vermied die Gefahr, ihn durch irgend ein Anzeichen von Zweifel zu kränken, mehr aus Mitleid als aus Furcht.

„Erzählt mir doch," sagte sie, so mild sie vermochte, „auf welche Art verloret Ihr Euer Gedächtniß, Eure Gelehrsamkeit?"

„Ich war krank; ich weiß nicht wie lange, es war eine Lücke in meinem Leben. Ich besinne mich auf nichts, nur daß ich zuletzt zwischen Steinen in der Sonne saß, und alles Andere um mich her Dunkelheit war. Langsam und stufenweise fühlte ich auch noch etwas außerdem, ein Sehnen nach einem Etwas, ich weiß nicht wonach, das niemals kam. Und als ich zu Schiffe auf dem Meere war, fing ich an zu wissen, wonach ich mich sehnte; es war nach dem Knaben, daß er zurückkehre, es war danach, meine Gedanken wieder alle zu sammeln, denn ich war von ihnen ganz abgesperrt. Und so ist es auch jetzt noch; ich fühle nichts als Dunkelheit und eine Mauer."

Baldassarre war wieder in Träumerei versunken, den Kopf in den Händen ruhen lassend, und wiederum hatte Romola's Glauben an ihn alle warnenden Zweifel beseitigt. Das Mitleid, mit welchem sie seinen Worten folgte, erschien ihr wie das Wieder=

aufleben eines alten Grams. Hatte sie nicht täglich gesehen, wie ihr Vater Dino vermißte, und die Zukunft, von welcher er für diesen Sohn geträumt hatte?

„Es kam aber Alles einmal wieder," hub Baldassarre von Neuem an, „ich war Herr über Alles, ich sah die Welt wieder und meine Bücher und meine Edelsteine, und ich glaubte ihn in meiner Macht zu haben und ich wollte ihn blosstellen, wo — wo die Lichter waren und die Bäume; und er log abermals und sagte, ich sei toll, und sie schleppten mich in's Gefängniß, — die Schlechtigkeit ist stark, und er trägt eine Rüstung."

Seine Wildheit war wieder emporgeflammt. Er sprach mit seiner früheren Leidenschaftlichkeit und erfaßte Romola's Arm von Neuem.

„Aber Ihr werdet mir helfen. Er ist gegen Euch auch falsch gewesen. Er hat noch ein Weib und Kinder mit ihr. Er redet ihr ein, er sei ihr Ehemann, und sie ist ein thörichtes, schwaches Geschöpf. Ich will Euch zeigen, wo sie wohnt."

Die erste Regung Romola's war ersichtlich eine zornige. Die weibliche Empfindung des Unwürdigen hatte nothwendig die Oberhand. Baldassarre fühlte instinctmäßig, daß sie mit ihm sympathisire, und er fuhr fort:

„Ihr haßt ihn — nicht wahr? Zwischen Euch ist keine Liebe, ich weiß es. Ich weiß, daß Frauen hassen können, und Ihr habt stolzes Blut in den

Adern. Ihr haßt die Falschheit, und könnt die Rache lieben."

Romola saß wie gelähmt von der Erschütterung widerstreitender Empfindungen. Sie fühlte den Griff nicht, der ihren zarten Arm fast zerpreßte.

„Ihr werdet es aussinnen," sagte Baldassarre mit eindringlichem Flüstern, „ich weiß es auswendig, daß Ihr sein rechtmäßiges Weib seid. Ihr seid ein edles Weib. Ihr geht, um den Racheprediger zu hören. Ihr werdet dem Recht behülflich sein. Ihr werdet aber für mich denken. Meine Gedanken wandern, mitunter wandert Alles, Alles — nur nicht das Feuer. Das Feuer ist Gott, es ist die Gerechtigkeit, und wird nicht erlischen. Ihr glaubt daran, ist es nicht wahr? wenn sie ihn nicht hängen, weil er mich bestohlen hat, so werdet Ihr ihm seine Rüstung wegnehmen, Ihr werdet machen, daß er ohne sie ausgeht, und ich werde ihn dann erstechen. Ich habe. ein Messer, und mein Arm ist noch kräftig genug."

Er fuhr mit der Hand unter seine Tunika und zog das versteckte Messer hervor, indem er wie unbewußt die Schneide prüfte, als ob er dieser Empfindung bedürfe, um seine Gedanken wach zu erhalten.

Romola schien es, als ob jede neue Stunde ihres Lebens immer schwieriger würde als die vorhergehende. Ihr Verstand war zu gesund und zu rasch auffassend, als daß sie in den Irrthum verfallen wäre, nichtige Bitten an einen Mann in Baldassarre's

Geisteszustand zu verschwenden. Sie hielt es für das Beste, auf seine letzten Sätze gar nicht zu antworten. Sie wollte Zeit gewinnen, damit seine Aufregung sich lege, indem sie nach etwas Anderem, das sie gern wissen wollte, fragte.

Sie sagte also fast zitternd: „Ihr meint, daß sie thöricht und schwach ist — die andere Frau, und daß sie meint, er sei wirklich ihr Gatte! Vielleicht ist er es auch; vielleicht hat er sie geheirathet, ehe er mir angetraut wurde."

„Das weiß ich nicht," erwiderte Baldassarre, mit dem Befühlen des Messers innehaltend und verwirrt aussehend, „ich kann mich auf nichts mehr besinnen. Ich weiß nur wo sie wohnt. Ihr sollt sie sehen. Ich will Euch hinführen, aber nicht jetzt," fügte er schnell hinzu, „denn er könnte da sein, die Nacht bricht herein."

„Es ist wahr," rief Romola aufspringend, indem sie jetzt erst bemerkte, daß die Sonne untergegangen war und die Hügel dunkel wurden, „aber Ihr werdet kommen und mich abholen; wann?"

„Am Morgen," antwortete Baldassarre, träumend, daß auch sie zu ihrer Rache eilen wolle.

„So kommt denn zu mir, wo Ihr heute zu mir kamt, in der Kirche. Um zehn Uhr werde ich dort sein, und wenn Ihr nicht dort seid, so will ich gegen Mittag wieder hingehen. Könnt Ihr das im Sinn behalten?"

„Mittag," wiederholte Baldassarre, „erst Mittag. Der nämliche Ort und Mittag. Und nachher," fuhr

er fort, aufstehend, und ihren Arm wieder mit seiner linken Hand erfassend, während er das Messer in der Rechten hielt, „wollen wir unsere Rache nehmen. Er soll den scharfen Stahl der Gerechtigkeit fühlen. Die Welt ist wider mich, aber Ihr werdet mir beistehen."

„Ich möchte Euch auf andere Weise beistehen," sagte Romola, einen ersten schwachen Versuch wagend seinen Irrthum rücksichtlich ihrer zu verscheuchen, „ich glaube, Ihr leidet Mangel, Ihr müßt hart arbeiten und verdient wenig. Ich möchte Euch gern Pflege verschaffen und machen, daß Ihr wieder fühlt, es sorge Jemand für Euch."

„Sprecht davon nicht weiter," rief Baldassarre wild, „ich will sonst nichts haben. Helft mir einen Tropfen Rache noch diesseits des Grabes auszupressen. Ich habe nichts als mein Messer. Es ist scharf; aber es giebt einen Augenblick nach dem Stoße, wenn Menschen das Antlitz des Todes erblicken, und es soll mein Antlitz sein, das er erblickt."

Er ließ ihren Arm fahren und sank wieder auf seinen Sitz zurück. Romola war rathlos, sie mußte alle ihre Absichten bis auf den nächsten Tag verschieben.

„Morgen Mittag also," sagte sie mit klarer Stimme.

„Ja," antwortete er erschöpft, „geht, ich will hier ausruhen."

Sie eilte von dannen. Als sie sich an dem Platze, von wo aus sie ihn wahrscheinlich noch immer

erblicken konnte, umwendete, sah sie ihn noch dort sitzen.

Vierundfünfzigstes Capitel.

Abend und Morgen.

Romola trug sich mit einem Zwecke, als sie von dannen eilte; dieser Zweck war während der Nachmittagsstunden wie ein Nebenfluß angewachsen, der zugleich mit dem Hauptstrom anschwillt. Es war weniger ein Entschluß, als eine Nothwendigkeit ihrer Gefühle. Der dunklen Straßen nicht achtend und Maso's langsame Begleitung verschmähend, eilte sie über die Brücke, wo der Fluß in dem fernen hinsterbenden Roth schwarz erschien, und schlug den geradesten Weg nach dem alten Palaste ein. Sie konnte dort ihren Gatten treffen, aber das war ihr gleichgültig. Sie konnte keine Möglichkeiten erwägen, sie mußte ihr Herz erleichtern. Sie wußte nicht, was das war, woran sie in dem Säulenhof oder auf den breiten Treppen vorüber kam; sie wußte nur, daß sie einen Thürsteher nach dem Gonfaloniere fragte, ihren Namen nannte und in ein Privatzimmer geführt zu werden verlangte.

Sie blieb nicht lange allein mit den Frescogemälden und den eben angezündeten Kerzen; die Thür öffnete sich und herein schritt Bernardo del Nero,

sein weißes Haupt noch aufrecht über seinem seidenen Talar tragend.

„Romola, mein Kind, was bedeutet das?“ fragte er, als die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte, im Tone besorgten Staunens.

Sie hatte ihr Haupt entblößt und trat ihm, ohne ein Wort zu reden, entgegen. Er legte seine Hand auf ihre Schulter und hielt sie ein wenig von sich ab, um sie besser betrachten zu können. Ihr Gesicht war eingefallen von Ermüdung und langer Aufregung, und ihr Haar fiel unordentlich über ihren Hals; aber in ihren Augen spiegelte sich eine Aufregung, welche über die Empfindungen des Körpers triumphirt zu haben schien.

„Was hat er gethan?“ fragte Bernardo plötzlich, „sage mir Alles, wirf Deinen Stolz bei Seite — ich bin ja Dein Vater.“

„Es betrifft nicht mich,“ sagte Romola hastig, „sondern Euch, theuerster Pathe. Ich habe Dinge gehört, die ich Euch nicht alle mittheilen kann; aber Ihr seid in Gefahr, hier im Palast und überall. Fanatische Menschen wollen Euch ein Leides zufügen, und — und es giebt auch Verräther. Trauet Niemandem, denn wenn Ihr vertraut, so werdet Ihr verrathen.“

Bernardo lächelte.

„Hast Du Dich deshalb so aufgeregt, mein armes Kind,“ sagte er, seine Hand gegen ihr Haupt erhebend und dasselbe sanft streichelnd, „um so alte Wahrheiten einem so alten Manne wie mir zu erzählen?“

„O nein, nein! Das sind keine alten Wahrheiten, von denen ich spreche," rief Romola, ihre gefalteten Hände angstvoll zusammenpressend, als ob diese Bewegung ihr behülflich sein sollte, das zu unterdrücken, was sie nicht sagen durfte — „es sind neue Dinge, die ich weiß, aber verschweigen muß. Theuerster Pathe, Ihr wißt, daß ich nicht kindisch bin. Ich würde nicht ohne guten Grund zu Euch kommen. Ist es zu spät, Euch vor Jedem zu warnen, der neben Euch thätig ist? Ist es zu spät zu sagen: geht auf Eure Villa und bleibt auf dem Lande, wenn diese drei Tage, während welcher Ihr Euer Amt noch bekleidet, verstrichen sind? O Gott, vielleicht ist es wirklich zu spät! und wenn Euch ein Unglück trifft, so ist es, als ob ich es verschuldet habe."

Diese letzten Worte waren ihr unwillkürlich entwischt; eine lange verhaltene Empfindung hatte sich krampfhaft geäußert; sie selbst aber hielt erschrocken inne.

„Ich meine," sagte sie zögernd, „ich weiß nichts Bestimmtes, sondern nur, was mich mit Angst erfüllt."

„Armes Kind!" rief Bernardo, sie einige Augenblicke schweigend und ruhig forschend betrachtend; dann fuhr er fort: „Gehe nach Hause, Romola, und ruhe aus. Diese Angst wird nur ein häßlicher, schwarzer Schatten irgend einer sehr kleinen und harmlosen Begebenheit sein. Selbst Verräther müssen einen Vortheil für sich darin finden, wenn sie ver-

rathen. Die Mäuse eilen dem Geruche des Käses nach, und noch weiß man nicht, von wannen dieser Geruch kommt."

Er hielt inne und wandte seine Augen wie zerstreut ab; dann fügte er mit leichtem Achselzucken hinzu:

„Warnungen nützen bei mir nichts, mein Kind. Ich lasse mich in keine Verschwörungen ein, aber ich bin stets meiner Fahne treu geblieben. Wenn ich mit eigensinnigen Leuten, die sich auf Kanonen und Lanzen losstürzen, zusammen vorwärts gehe, so muß ich die Folgen tragen. Laß uns darüber nicht mehr sprechen. Ich habe nicht mehr viele Jahre, die sie mir rauben könnten, übrig. Gehe, mein Kind, gehe nach Hause und ruhe aus."

Er legte nochmals seine Hand liebkosend auf ihr Haupt, und sie konnte nicht umhin, seinen Arm zu umklammern und ihre Stirn an seine Schulter zu pressen. Die Liebkosungen ihres Pathen schienen ihr wie die letzten Ueberbleibsel aus ihrem jugendlich kindlichen Leben, welches sie jetzt, selbst in seinen Trübsalen, so freundlich anblickte, denn diese Trübsale waren von nichts Hassenswürdigem befleckt.

„Ist Schweigen das Beste, liebe Romola?" fragte der Greis.

„Ja, jetzt; aber ich weiß nicht, ob es immer so sein wird," antwortete sie zögernd, ihr Haupt mit flehenden Blicken emporrichtend.

„Nun gut, das Ohr eines Vaters steht Dir immer offen, so lange ich noch lebe," hierbei hob er

das schwarze Gewand empor, und faltete es um ihr Haupt, „und auch das Haus eines Vaters; vergiß das nicht!“ Dann öffnete er die Thür mit den Worten: „So, jetzt entferne Dich rasch; Du siehst aus wie ein schwarzer Geist, und wirst sicher sein.“

Als Romola in dieser Nacht entschlief, that sie einen langen tiefen Schlaf. Die Aufregung hatte ihren höchsten Punkt erreicht; die Arme mußte Kräfte sammeln, ehe sie noch mehr dulden konnte, und trotz ihrer strengen Gewohnheit schlief sie bis lange nach Sonnenaufgang.

Als sie aufwachte, so geschah dies durch den Knall der Geschütze. Piero de' Medici war mit dreizehnhundert Mann an dem nach Rom führenden Thore.

So viel erfuhr Romola von Maso, nebst noch anderen ziemlich zweifelhaften Umständen. Ein Landmann war vor Tagesanbruch hereingekommen und hatte die Signoria benachrichtigt, sonst würde die Stadt überrumpelt worden sein. Maso's Herr war nicht zu Hause, sondern schon längst nach dem Palast geholt worden. Sie sandte den alten Mann nochmals fort, um Neuigkeiten zu sammeln, während sie von Zeit zu Zeit nach der Loggia ging, um zu sehen, ob der befürchtete Einbruch geschehen oder abgewehrt worden sei. Maso brachte ihr die Nachricht, daß die große Piazza von Bewaffneten wimmele, und daß viele der angesehensten Bürger, die man für Freunde der Medici hielt, nach dem Palaste vorgefordert und dort zurückbehalten worden wären.

Einem Theile des Volkes schien wenig daran gelegen, ob Piero eingerückt sei oder nicht, und ein anderer Theil behauptete, daß die Signoria selbst ihn aufgefordert habe zu kommen; wie dem aber auch war, sie empfingen ihn mit einem garstigen Willkommen, und die Soldaten von Pisa marschirten gleichfalls gegen ihn.

In ihrer Erinnerung an diese Morgenstunden war nicht Vieles, was Romola als wirkliche, äußere, aus den wilden Wogen des Rückblicks und des Vorgefühls emportauchende Erscheinungen unterscheiden konnte. Sie wußte, daß sie wirklich zur bestimmten Zeit, trotz des Straßentumults, zur Badia gegangen war; sie wußte, daß sie dort vergeblich gewartet hatte. Der Auftritt, dem sie beiwohnte, als sie aus der Kirche kam und wartend auf der Treppe stand, während die Thüren zu der Nachmittagspause hinter ihr geschlossen wurden, kam ihr stets wie eine wache Erinnerung wieder in's Gedächtniß.

In den Zügen und Stimmen des bewaffneten und unbewaffneten, auf den Straßen stillstehenden oder sich herumtreibenden Volkes war eine große Veränderung sichtbar. Die Geschütze feuerten von Neuem, aber ihr Donner erregte nur Lachen. Sie erfuhr bald die Ursache dieser Veränderung. Piero de' Medici und seine Reiter hatten Florenz den Rücken gekehrt, und jagten, so schnell sie konnten, auf dem Wege nach Siena davon. Dies hörte sie von einem vermögenden, ladenbesitzenden Piagnone, der seine Lanze noch nicht abgelegt hatte.

„Es ist wahr,“ so schloß er seine Rede mit einer gewissen Bitterkeit in seinem kräftigen Ausdruck, „Piero ist fort, aber die, welche um das Geheimniß seiner Ankunft wußten, sind hier zurückgeblieben. Das ist uns Allen wohlbekannt, und wenn die neue Signoria ihre Schuldigkeit thut, so werden wir bald erfahren, wer sie sind.“

Diese Worte durchzuckten Romola wie ein heftiger Krampf; aber das Uebel, welches sie andeuteten, war noch nicht unmittelbar in ihrer Nähe, und als sie wieder in ihr Haus trat, war ihre drückendste Besorgniß die Möglichkeit, daß sie Baldassarre für lange Zeit aus dem Gesicht verloren haben könnte.

Fünfundfünfzigstes Capitel.

Die Erwartung.

Die zunehmenden sonnigen Tage verstrichen, ohne das mit sich zu bringen, was Romola am meisten wünschte oder fürchtete. Sie brachten keine Spur von Baldassarre und, trotz der besondern Wachsamkeit der Regierung, keine Enthüllung der vermutheten Verschwörung; dafür aber brachten sie andere Sachen, welche sie nahe berührten und den von Phantomen bevölkerten Raum der Angst durch eine thätige Theilnahme an unmittelbaren Prüfungen

ausfüllten — sie brachten die immer mehr um sich greifende Pest und die Excommunication Savonarola's mit sich.

Diese beiden Ereignisse dienten dazu, ihre beginnende Entfremdung vom Mönch aufzuhalten, und sie wieder an den Mann zu fesseln, der ihr das neue Leben der Pflicht eröffnet hatte, und jetzt in dem Kampfe für Principien gegen das Laster besiegt worden zu sein schien. Romola vermochte es nicht, jeden Tag in die Behausungen der Seuche und des Elends jene erhabene Aufregung der Freude mit sich zu nehmen daß, seit diese Qual vorhanden war, auch sie da war, um die Qual minder bitter zu machen, ohne dabei zu denken, daß sie dieses hohe und sittliche Leben Fra Girolamo verdankte. Sie konnte diese Unterdrückung und geistliche Aechtung eines Mannes, dessen Auszeichnung vor der großen Masse der Geistlichkeit nicht in einem ketzerischen Glauben, nicht in seinem Aberglauben, sondern in der Energie lag, mit welcher er das Leben in Christo zur Wahrheit zu machen suchte, nicht mit ansehen, ohne sich zu ihm hingezogen zu fühlen.

Es war tief in den heißen Junitagen, als die vor einigen Wochen von Rom herabgebrachte Bannbulle feierlich im Dome verlesen wurde. Romola ging hin, um dieser Ceremonie beizuwohnen, damit der Widerstand, den dieselbe einflößte, jene Sympathie mit Savonarola, welche eine Quelle ihrer Kraft war, stärken möge. Es war ein schreiender Widerspruch zu den Auftritten, an welche sie dort gewöhnt war.

Statt aufwärtsgekehrter Häupter von Bürgern, welche die weite Fläche im Morgenlicht füllten, während die jüngeren amphitheatralisch die Wände hinan aufgestellt waren und einen Kranz von Hoffnungen um die Erinnerungen des Alters bildeten, statt der mächtigen Stimme, die alle Herzen mit den Empfindungen von großen Dingen (sichtbaren und übersinnlichen, für die es zu kämpfen galt) durchdrang — starrten die nackten Mauern im Abenddunkel, das durch den Schimmer von Kerzen noch düsterer wurde; schwarze und graue Schaaren von Mönchen und Weltgeistlichen mit zur Erde geneigten gleichgültigen Gesichtern standen umher; dann und wann hörte man den Ton kleiner Glocken zwischen den Pausen, die eine eintönige Stimme machte, welche eine Sentenz verlas, die schon längst in den Kirchen angeschlagen gewesen war, und schließlich wurden die Kerzen ausgelöscht und man hörte den leisen schlürfenden Schritt mönchischer Füße, die sich im düstern Schweigen entfernten.

Romola's Eifer für den Mönch war durch die triumphirende Lust, die sie auf harten und gemeinen Gesichtern sah, und durch die ängstliche Bestürzung in den Zügen und Worten vieler seiner wärmsten Freunde, verdoppelt worden. Die Frage, wo die Pflicht des Gehorsams endet und die des Widerstandes beginnt, konnte auf keine Weise leicht beantwortet werden, aber unüberwindlich schwierig wurde sie durch den Glauben, daß die Kirche — nicht etwa ein Vergleich zwischen Parteien, um eine mehr oder weniger annähernde Gerechtigkeit in der

Aneignung von Vermögen zu erzielen, sondern ein lebendiger, mit der göttlichen Gewalt von Fluch und Segen versehener Organismus war. Der größten Anzahl der frommen Florentiner, welche bisher keinen Scrupel bei ihrer Anhänglichkeit an den Mönch gehabt hatten, war dieser Glauben keine vorgefaßte Meinung, sondern ein unumstößlicher Eindruck, wie die Wölbung des blauen Firmaments; und die Kühnheit der von Savonarola schriftlich gegebenen Beweise, daß der Bannstrahl eine Ungerechtigkeit und also deswegen ungültig sei, machte sie um so mehr erzittern, als ihnen dies eine Herausforderung eines mysteriösen Wesens schien, gegen dessen ungreifbare und unermeßliche Macht es weder eine Waffe, noch sonst eine Vertheidigung gab.

Romola aber, deren Geist seine früheste Nahrung nicht aus den traditionellen Verbindungen der christlichen Gemeinde, von der ihr Vater ganz abgesondert gelebt hatte, schöpfte, fühlte ihre Verbindung mit der Kirche nur vermittelst Savonarola's. Seine sittliche Kraft war die einzige Gewalt, vor der sie sich gebeugt hatte, und in seiner Excommunication sah sie nur die Drohungen feindlicher Laster. Auf der einen Seite erblickte sie einen Mann, dessen Leben den Zwecken der öffentlichen Moral und geistiger Reinheit gewidmet war, und auf der andern den Angriff des beunruhigten Egoismus, einen Angriff, der von einem lüsternen, gierigen, lügnerischen und mordsüchtigen, früher Rodrigo Borgia genannten, jetzt aber als Papst Alexander der Sechste auf den Gipfel der

Schande erhobenen alten Manne geleitet wurde. Die feineren Abschattungen der Thatsachen, welche die Schärfe solcher Gegensätze mildern, sind nur ganz fern Stehenden sichtbar, welche nicht verlegen sind, in Märtyrern einige Thorheit und bei den Leuten, die diese verbrennen, gesunden Menschenverstand zu entdecken. Romola aber bedurfte einer Kraft, welche die Gleichgültigkeit nicht verleihen kann; und diese Excommunication, welche den Widerstand Savonarola's vereinfachte und veredelte, indem sie dessen weitere Verbindungen hervorhob, schien ihr eine Art Erlösung von der drohenden Vereinsamung des Zweifels und Tadels. Der Mönch stand jetzt dem kleinlicheren Antagonismus gegen florentinische Widersacher, in den er bei der ungefesselten Aufregung von der Kanzel herab verfiel, ganz fern, und er trat einfach auf, sich an die Christenheit wendend, gegen eine lasterhafte Ausübung kirchlicher Macht. Er war der Bannerträger, der voran in die Bresche stürmt. Niemals ist das Leben so leicht und klar, als wenn das Herz beim Anblick einer edlen, aufopfernden That höher schlägt, dann fühlen wir keinen Zweifel mehr über das, was der höchste Preis ist, den die Seele gewinnen kann; wir glauben fest an unsere Macht ihn erringen zu können. Durch einen neuen Andrang solcher enthusiastischen Gefühle wurde Romola in diesem gefährlichen Sommer erhoben.

Sie hatte gegen Tito kein Wort fallen lassen, das ihn von ihrer letzten Zusammenkunft mit Bal=

dassarre und von dem, was derselbe ihr entdeckt hatte, in Kenntniß setzen konnte. Was hätten auch solche aufregende, schwierige Worte von ihm erzielt? Kein Geständniß der Wahrheit — wahrscheinlich nichts als eine kalte beißende Bemerkung über ihre Sympathieen mit seinem Mörder. Baldassarre war augenscheinlich hülflos; was zu befürchten stand, war nicht, daß er Tito ein Leid anthat, sondern daß dieser seine Spur entdeckte und einen neuen Plan ersann, sich des so schwer verletzten Mannes, der ihm ein Schreckgespenst war, zu entledigen. Romola sah ein, daß sie keinen entscheidenden Schritt thun könne, ehe sie Baldassarre wieder gesehen, und von ihm die volle Wahrheit über die „andere Frau" und ob sie Die war, mit welcher Tito zuerst verheirathet war, erfahren hatte.

Die Möglichkeiten hinsichtlich jener andern Frau, welche ihrem weiblichen Stolz die tiefste Wunde schlugen, mischten sich als ein auf's Neue vergällender Verdacht mit den frühesten Erinnerungen an ihre trügerische Liebe, und vertilgten vollends das etwa noch vorhandene Liebesgedenken an das frühere Bild ihres Gatten. Ihr unerschütterlicher Glauben an den übrigen Theil der Enthüllungen Baldassarre's flößte ihr einen Abscheu vor Tito ein, der sie vielleicht unwillkürlich zu leidenschaftlicher Rede verlockt hätte, wenn er jetzt nicht noch häufiger vom Hause abwesend gewesen wäre als gewöhnlich. Wie so manche andere reichere Bürger brachte er, während die Pest herrschte, die Zeit, in welcher er von Ge=

schäften frei war, hauptsächlich auf dem Lande zu; der liebenswürdige Melema war in vielen Villa's ein gerngesehener Gast, und da Romola die Stadt nicht verlassen wollte, so brauchte er ja nicht für ein eigenes Landhaus zu sorgen.

Endlich aber, in den letzten Tagen des Juli, erlaubte die Abnahme der öffentlichen Bekümmernisse, welche Romola's ganze Thätigkeit und einen großen Theil ihres Denkens in Anspruch genommen hatten, ihr eine minder gehemmte Empfindung ihres persönlichen Geschicks; die Seuche war beinahe verschwunden, und Savonarola's Lage war etwas günstiger geworden, indem ein ihm wohlwollender Magistrat sich dringend für ihn durch rechtfertigende Briefe in Rom verwendet hatte, damit der Bann gegen ihn aufgehoben werde.

Romola's gesunder und kräftiger Körper empfand die nach fortwährender Aufregung und Ueberanstrengung unvermeidliche Gegenwirkung der Ermattung; aber ihre Geistesrastlosigkeit litt sie nicht im Hause ohne dringende Beschäftigung, ausgenommen während der heißen Tageszeit. In der Kühle des Morgens und Abends streifte sie beständig umher, bald dort-, bald dahin, in der unbestimmten Hoffnung, Baldassarre, wenn er noch lebte, zu begegnen. Vielleicht hatte ihm eine Krankheit eine neue Lähmung des Gedächtnisses zuwege gebracht, und er hatte ihre Wohnung, am Ende gar ihre ganze Existenz vergessen. Dies war ihre sanguinischste Erklärung seines

Ausbleibens; die wahrscheinlichste Erklärung war ihr aber die, daß die Pest ihn hinweggerafft hatte.

Sechsundfünfzigstes Capitel.

Die andere Frau.

Die Morgenwärme fing bereits an für Romola drückend zu werden, als sie, nach einem Gang längs der Mauern, auf ihrem Wege von San Marco wieder durch die Querstraßen dem Thor von Santo Croce zuschritt.

Die Vorstadt La Croce war so still, daß sie ihre eigenen Schritte auf dem Pflaster in dem sonnigen Schweigen hören konnte, bis sie in der Nähe einer Straßenbiegung einige Ellen vor sich ein kleines, etwa dreijähriges Kind gewahrte, welches keine andere Bekleidung als sein weißes Hemdchen hatte und, von einem trippelnden Laufe ausruhend, um sich herblickte. Im ersten Augenblicke, als sie näher kam, konnte sie nur einen derben, vierschrötigen Knabenrücken, von einer Fülle röthlichbrauner Locken überhängt, sehen; im nächsten Augenblicke kehrte er sich nach ihr um, und sie konnte seine großen, in Thränen schwimmenden Augen und seine aufgeworfene und bebende Lippe bemerken, während seine starken, gebräunten Fäustchen rathlos das Hemd gepackt hielten. Der

Anblick einer großen schwarzen, einen Schatten über ihn werfenden Gestalt steigerte seine scheue Angst auf das Höchste, und mit einem lautschreienden Schluchzen rollten ihm die dicken Thränen über die Backen.

Romola entblößte, mit jenem mütterlichen Instinkt, welcher eine geheime Quelle ihrer leidenschaftlichen Zärtlichkeit war, alsbald ihr Haupt, und indem sie sich auf das Pflaster herniederbeugte, schlang sie ihre Arme um ihn und legte ihre Wange an die seinige, während sie in liebkosendem Tone mit ihm sprach. Zuerst wurde sein Schluchzen immer lauter, aber er versuchte nicht ihr zu entkommen, doch bald hörte dieser Ausbruch der Angst mit jener seltsamen Plötzlichkeit auf, welche kindlichen Schmerzen und Freuden eigenthümlich ist; sein Gesicht verlor den verzerrten Ausdruck und starrte Romola mit offenem Munde an.

„Du hast Dich verirrt, Kleiner," sagte sie, ihn küssend, „sei aber nur ruhig; wir werden das Haus schon wiederfinden; vielleicht kommt uns Mutter entgegen." Sie errieth, daß er in einem Augenblicke, wo die Mutter nicht nach ihm gesehen hatte, entwischt war, und dachte, daß man ihn wahrscheinlich bald suchen würde.

„Welch' ein schwerer Bursche!" rief sie, indem sie versuchte, ihn aufzuheben, „ich kann Dich nicht tragen; komm, Du mußt schon neben mir nach Hause gehen."

Die geöffneten Lippen bewegten sich nicht vor

scheuem Schweigen, und die eine gebräunte Hand hielt das Hemd noch eben so fest, wie vorher, während die andere sich willig der wundervoll weißen, starken, aber weichen Hand Romola's überließ.

„Du hast doch eine Mutter?“ fragte Romola, als sie sich auf den Weg machten, indem sie mit einer gewissen unruhigen Spannung auf den Knaben herabblickte. Aber er blieb stumm. Ein Mädchen hätte unter ähnlichen Verhältnissen vielleicht hinreichend geplaudert, nicht so der kleine breitschultrige Mann mit dem dicken Wulst von Locken.

Er paßte aber gleich bei der ersten Spur seines Weges auf. Bei einer Biegung der Straße San Ambrogio gegenüber zog er Romola dahin, indem er zu ihr aufblickte.

„Ah, das ist also Dein Weg nach Hause?“ fragte sie lächelnd. Er aber streckte sein Köpfchen voran und zerrte, gleichsam zum Schnellergehen mahnend.

Es kam noch eine andere Ecke, um die er durchaus biegen wollte, und als dies geschehen, befand Romola sich in einer kleinen, auf ein freies Gartenfeld führenden Straße. Vor einem am Ende derselben befindlichen Hause blieb der Kleine stehen, indem er sie nach einigen steinernen Stufen hinzog. Er hatte offenbar nicht die mindeste Neigung, daß sie seine Hand loslassen möge, und sie hätte ihn auch nicht verlassen, ohne sich vorher vergewissert zu haben, daß sie ihn den Seinigen überlieferte. Sie stiegen die Treppen hinan, bei dem plötzlichen Her=

austreten aus dem Sonnenlicht nur undeutlich sehen könnend, bis, als sie an ihrem Bestimmungsorte angelangt waren, ein besonders heller Lichtstrom aus einem offenen Thorweg hervordrang. Durch eine kleine Vorhalle kamen sie an eine zweite offene Thür, wo Romola stehen blieb. Ihr Kommen war nicht bemerkt worden.

Auf einem niedrigen Stuhl, am äußersten Ende des Zimmers, dem Licht gegenüber, saß Tessa, die eine Hand auf dem Rand der Wiege, den Kopf etwas seitwärts geneigt und fest eingeschlafen. Neben einem der Fenster, den Rücken der Thür zugewendet, saß Monna Lisa bei ihrer Arbeit des Salatzubereitens, in tauber Unbewußtheit. Romola's Auge bedurfte nur eines Augenblicks, um diese ganze Scene zu überblicken; denn Lillo riß seine Hand aus der ihrigen und eilte auf seine Mutter zu, ohne sie absichtlich aufzuwecken, aber nur sein Köpfchen an ihren Arm lehnend und von dieser Entfernung aus Romola ernsthaft anblickend.

Tessa öffnete die Augen, als Lillo gegen sie anrannte, und sah erschrocken um sich; aber kaum war ihr Blick auf die an der Thür gegenüberstehende Gestalt gefallen, als sie aufsprang, tief erröthete und zu zittern anfing, ohne zu sprechen oder einen Schritt vorwärts zu thun.

„Wir haben einander schon vordem gesehen,“ sagte Romola lächelnd und näher tretend, „es freut mich, daß es Euer Knabe war. Er weinte auf der offenen Straße; wahrscheinlich ist er davon gelaufen.

So gingen wir ein Stückchen Weges zusammen, dann fand er sich zurecht und führte mich hierher. Ihr habt ihn aber wol nicht vermißt? Das ist gut, sonst würdet Ihr Euch abgeängstigt haben."

Der Schreck darüber, daß Lillo fortgelaufen war, drängte für den Augenblick jedes andere Gefühl bei Tessa in den Hintergrund. Die Farbe wich ihr wieder aus dem Gesicht, als sie, Lillo's Arm ergreifend, mit ihm zu Monna Lisa lief und halb schluchzend, halb mit lauter Stimme dieser in's Ohr rief:

„O Lisa, wie seid Ihr nichtsnutzig! warum sitzt Ihr mit dem Rücken gegen die Thür? Lillo war weggelaufen, weit auf die Straße hinaus."

„Heilige Mutter Gottes!" rief Monna Lisa in ihrem weichen, dumpfen Ton, und indem der Löffel ihren Händen entsank; „wo wart Ihr denn? ich glaubte, Ihr wäret da und hättet ein Auge auf ihn."

„Ihr müßt aber doch wissen, daß ich einschlafe, wenn ich das Kind wiege," entgegnete Tessa ärgerlich.

„Gut, gut! wir müssen künftig die äußere Thür schließen, oder ihn anbinden;" sagte Monna Lisa, „denn er wird bald eben so schlau sein wie der Teufel, das ist heilig wahr. Aber wie kam er denn wieder?"

Diese Frage erinnerte Tessa wieder an Romola's Anwesenheit. Ohne zu antworten, wendete sie sich zu ihr, von Neuem schüchtern und erröthend, und Monna

Lisa's Blicke folgten ihrer Bewegung. Die alte Frau machte einen tiefen Knix und sagte:

„Gewiß hat ihn die edle Dame zurückgebracht;" dann fuhr sie, Romola etwas näher tretend, fort: „ich schäme mich für ihn, daß er nur mit einem Hemde an gefunden wurde; aber er schlug um sich und wollte die anderen Kleider nicht anziehen, und die arme Mutter will nicht, daß man ihn schlägt. Was soll aber eine alte Frau ohne Stock ausrichten, wenn die Beine des Jungen so stark werden? Sehen Euer Gnaden nur die Beine an!"

Lillo, welcher merkte, daß von seinen Beinen die Rede war, hob sein Hemd noch etwas mehr in die Höhe, und sah mit gleichgültiger, neugieriger Miene auf ihre olivenfarbige Ründung. Romola lachte und beugte sich herab, um ihn liebkosend zu schütteln und zu küssen, und diese Handlung gab Tessa vollständig ihre Sicherheit wieder, die sie schon bei Monna Lisa's Anrede an Romola in etwas wiedergewonnen hatte. Denn als Naldo die Begebenheit vom Carneval erfuhr und Tessa ihn gefragt hatte, wer wol die himmlische Dame sein könne, die gekommen war, als sie ihrer gerade bedurft, und die sich so bald wieder entfernt hatte, und ob sie vielleicht die heilige Madonna selbst gewesen sei? hatte er geantwortet: „Nicht gerade die Madonna, nur eine Heilige," und weiter hatte er sich nicht darüber ausgelassen. So stand in der träumerischen Zusammenstellung der geringen Erfahrungen, die Tessa's Ideenkreis ausfüllten, Romola auf eine unbestimmte

Art mit den Kirchengemälden in Zusammenhang, und als sie jetzt wieder erschien, hatte die dankbare Erinnerung an ihren Schutz einen leisen Anflug heiliger Scheu — aber nur einen leisen Anflug, denn Tessa fürchtete sich hauptsächlich vor häßlichen und bösen Wesen. Es kam ihr unwahrscheinlich vor, daß gute Wesen zornig werden und sie züchtigen könnten, wie es Nofri's und des Teufels Art war. Und jetzt, da Monna Lisa ganz frei von Lillo's Beinen gesprochen und Romola gelacht hatte, war Tessa ganz leicht zu Muthe.

„Ninna ist in der Wiege," sagte sie, „o, die ist auch allerliebst."

Romola ging näher, um die schlafende Ninna zu sehen, und Monna Lisa, eine der ausnahmsweise stillen tauben Menschen, die nie beanspruchen angeredet zu werden, kehrte zu ihrem Salat zurück.

„Ah, sie wacht; sie hat ihre blauen Aeugelein geöffnet," sagte Romola, „Ihr müßt sie aus der Wiege nehmen, und ich werde mich auf diesen Stuhl setzen, ich darf doch? und Lillo pflegen. Komm hierher, Lillo!"

Sie hatte sich in Tito's Sessel gesetzt, und hielt dem Knaben die Arme entgegen, dessen Augen an ihr hingen. Er zauderte und sagte, indem er seinen kleinen Finger halb bestürzt, halb zornig gegen sie ausstreckte: „Das ist Babbo's Stuhl!" indem er nicht recht wußte, was nun geschehen würde, wenn Babbo käme und Romola auf seinem Platze fände.

„Aber Babbo ist nicht hier und ich gehe bald

wieder. Komm, ich will Dich herzen, wie er gewöhnlich thut," sagte Romola, sich jetzt erst im Stillen wundernd, was für eine Art Mann dieser Babbo war, dessen Frau in bäuerlicher Tracht, aber mit einer gewissen Zierlichkeit gekleidet war, welche Nichtarbeiten und Vermöglichkeit andeutete. Lillo ließ es sich endlich gefallen, aufgenommen zu werden, und da er den Sitz in ihrem Schoose sehr behaglich fand, so fing er an, ihren Anzug und ihre Hände zu untersuchen, um zu sehen, ob sich noch anderer Schmuck außer dem Rosenkranz vorfinde.

Tessa, welche bis dahin damit beschäftigt gewesen war, Ninna ihre mürrische Laune beim Erwachen durch Liebkosen zu benehmen, setzte sich jetzt auf ihren niedrigen Stuhl neben Romola's Schoos, Ninna's kleines Persönchen auf's beste herauszuputzen, da sie eifersüchtig darüber war, daß die fremde Dame, eben so wie Naldo, dem Knaben die meiste Aufmerksamkeit schenkte.

„Lillo wäre beinahe böse auf mich geworden, weil ich mich in Babbo's Sessel gesetzt hatte," sagte Romola, indem sie sich herniederbeugte, um Ninna's Füßchen zu küssen, „wird er am Ende bald kommen und den Sessel brauchen?"

„O nicht doch," antwortete Tessa, „Ihr könnt lange darin sitzen; es wird mir leid thun, wenn Ihr geht. Als Ihr zuerst kamt, um mich auf dem Carneval zu beschützen, so erschien mir das wunderbar: Ihr kamt und ginget gar so schnell. Naldo sagte mir: Ihr wäret vielleicht eine Heilige, und das

machte mich beben, obgleich die Heiligen, wie ich weiß, sehr gut sind; und Ihr waret auch gut gegen mich, und jetzt habt Ihr Euch auch Lillo's angenommen. Vielleicht kommt Ihr immer und nehmt Euch meiner an. So hatte Naldo es vor langer Zeit gethan; er kam und beschützte mich an einem Johannistag, als ich in großer Angst war. Ich konnte mir gar nicht klar machen, woher er kam, er war gar so schön und gut, und das seid Ihr gleichfalls." Mit diesen Worten schloß Tessa, zu Romola mit frommer Bewunderung aufschauend.

„Naldo ist Euer Gatte. Seine Augen gleichen denen Lillo's;" sagte Romola, auf des Knaben, für sein Alter ungewöhnlich dunkel gezeichnete Augenbrauen blickend. Sie sprach nicht im Tone der Frage, sondern mit einer ruhigen Sicherheit der Schlußfolgerung, welche für Tessa natürlich mysteriös war.

„Ah, Ihr kennt ihn!" rief sie, etwas verwundert inne haltend, „vielleicht kennt Ihr auch Nofri und Peretola, und unser Haus auf dem Hügel und alles Andere. Ja, die Augen sind wie die Lillo's, aber nicht sein Haar. Sein Haar ist lang und schwarz," fuhr sie in einiger Erregung fort, „wenn Ihr es kennt, so seht her!"

Sie hatte ihre Hand an eine dünne, rothe Seidenschnur gelegt, die um ihren Hals hing, und zog aus ihrem Busen das kleine alte pergamentene Breve, das rothe korallene Horn und eine, an einem Ende sorgfältig angebundene und mit jenen mystischen Schätzen zusammen angehängte lange, dunkle Locke

hervor. Sie hielt sie Romola entgegen, und aus dem Bereiche von Ninna's sich danach ausstreckender Hand.

„Es ist eine frische, ich habe sie erst neulich abgeschnitten. Seht nur, wie sie glänzt!“ sagte sie, indem sie dieselbe auf den weißen Hintergrund von Romola's Fingern legte, „sie verlieren an Glanz, und dann läßt er mich immer eine andere abschneiden, wenn sein Haar gewachsen ist. Ich habe es mit dem Amulet zusammengethan, weil er oft lange Zeit fort ist, und dann ist es mit behülflich, mich zu schützen.“

Ein leiser Schauer durchfuhr Romola, als die Locke ihre Finger berührte. Als Tessa zuerst erwähnte, daß ihr Mann geheimnißvoll, sie wußte nicht woher, gekommen sei, hatte sich eine Vermuthung in Romola's Geist erhoben, welche ihr Herz schneller schlagen machte; denn für Jemanden, der ängstlich nach einem gewissen Gegenstand sucht, gewinnen die oberflächlichsten Ahnungen eine besondere Bedeutung. Und als ihr die Locke hingehalten wurde, erschien es ihr einen Augenblick ein höhnendes Gaukelbild der Locke, welche sie vor fünf Jahren ihm abgeschnitten hatte, um sie mit einer der ihrigen zusammenzuflechten. Sie behauptete aber ihre äußere Ruhe, da sie nicht allein die Wahrheit erfahren, sondern auch dazu gelangen wollte, ohne diesem armen, vertrauensvollen, unwissenden Geschöpfe, mit der Kinderseele im Körper des Weibes, wehe zu thun. Thöricht und unwissend — ja, in so fern glich sie dem Bilde in Baldassarre's Schilderung.

„Das ist eine schöne Locke," sagte sie, dem Triebe, ihre Hand zurückzuziehen, widerstehend, „Lillo's Locken werden vielleicht ähnlich werden, denn seine Wangen sind ja auch dunkelbraun. Und Ihr wißt nicht, wohin Euer Mann geht, wenn er Euch verläßt?"

„Nein," erwiderte Tessa, indem sie ihre Schätze vor den Kindern in Sicherheit brachte, „aber ich weiß, Messer Sanct Michael schützt ihn, denn er hat ihm ein schönes Gewand, von lauter kleinen Ketten gemacht, gegeben, und wenn er das anzieht, kann ihn Niemand tödten. Und vielleicht, wenn" — Tessa stockte, indem ihr das ursprüngliche Traumwunder, hinsichtlich Romola's, das durch trauliches Plaudern verschwunden war, wieder in den Sinn kam — „wenn Ihr wirklich eine Heilige wäret, so würdet Ihr ihn auch schützen, da Ihr Euch ja meiner und Lillo's angenommen habt."

Eine brennende Röthe überflog Romola's Antlitz in dem ersten Augenblick der Gewißheit, aber sie hielt ihre Wangen an Lillo's Haupt gepreßt. Das Gefühl, welches sich in dieser Röthe Luft machte, schien eine Art Triumph bei dem Gedanken zu sein, daß die Bürde der Gattin von ihren überladenen Schultern genommen werden könnte, daß dieses kleine unwissende Geschöpf in der That Tito's rechtmäßige Frau sei. Seltsamer Triumph, zu dem ein stolzes und edelgeborenes Weib gebracht wurde! Es schien dies Romola aber der einzige Ausweg, der die Pflicht für sie zu etwas Anderem, als zu einer unlösbaren Aufgabe machen konnte. Dennoch blieb sie nicht taub für Tessa's

letzte flehende Worte, sondern sagte, das Haupt erhebend, mit klarer Stimme:

„Ich werde stets für Euch sorgen, wenn ich sehe, daß Ihr meiner bedürft. Aber jenes schöne Gewand trug Euer Mann doch nicht, als Ihr zuerst verheirathet wurdet? Vielleicht pflegte er damals nicht so lange von Euch entfernt zu bleiben?"

„O ja, das that er dennoch, — ja, noch viel, viel länger, so daß ich glaubte, er käme gar nicht wieder. Ich pflegte zu weinen, ach, und da wurde ich geschlagen — es ist schon lange her, in Peretola war's, wo wir die Ziegen und Maulthiere hatten."

„Und wie lange waret Ihr verheirathet, ehe Euer Mann dieses Kettengewand trug?" fragte Romola unter immer rascheren Herzschlägen.

Tessa sah nachdenkend aus, und begann an ihren Fingern zu zählen, und Romola paßte auf ihre Finger, als ob sie ihr das Geheimniß ihres Schicksals mittheilen sollten.

„Die Kastanien waren reif, als wir Hochzeit machten," sagte Tessa, den Daumen und die Finger nochmals überzählend, während sie sprach, „und dann waren sie wieder reif in Peretola, ehe er zurückkehrte, und dann nachher nochmals auf dem Hügel. Und bald darauf kamen die Soldaten und wir hörten die Trompeten, und da hatte Naldo das Gewand."

„Ihr seid also länger als zwei Jahre verheirathet. In welcher Kirche wurdet Ihr verheirathet?" fragte Romola, zu sehr mit einem Gedanken beschäftigt, um eine weniger unmittelbare Frage zu thun. Viel-

leicht konnte sie schon am nächsten Morgen zu ihrem Pathen gehen und ihm sagen, daß sie nicht Tito Melema's rechtmäßiges Weib sei — daß die Gelübde, welche sie verpflichtet hatten, nach einer unmöglichen Verbindung zu streben, schon vorher nichtig geworden waren.

Tessa fuhr etwas betroffen bei diesem neuen Tone in Romola's Fragen zurück, und sah sie mit einem Ausdruck des Zögerns an. Bisher hatte sie geplaudert, ohne zu wissen, daß sie Enthüllungen machte, sie that dies ungefähr so, als wie sie der Monna Lisa alte Geschichten immer wieder und wieder erzählte.

„Naldo sagte mir, ich solle darüber nie sprechen," antwortete sie mit Stocken, „meint Ihr, daß er nicht böse wird, wenn ich Euch davon erzähle?"

„Ihr thut Recht, mir dies mitzutheilen. Erzählt mir Alles," sagte Romola, sie mit mildgebietendem Ernst ansehend.

Wäre der Eindruck der Befehle Naldo's frischer gewesen, als er wirklich war, so würde die zwingende Wirkung des mysteriösen Einflusses, den Romola ausübte, ihn dennoch überwunden haben; aber das Gefühl, daß sie etwas mittheilte, was sie nie zuvor erzählt hatte, machte, daß sie mit schwächerer Stimme also anhub:

„Es war nicht in einer Kirche, sondern beim Feste der Natività, als der Jahrmarkt war, und alle Leute über Nacht hingingen, um die Madonna in der Nunciatakirche zu sehen, und meine Mutter war krank

und konnte nicht gehen, und ich nahm das Bündel Cocon's für sie; und dann trat er in der Kirche zu mir und sagte: Tessa! Ich kannte ihn, weil er sich meiner beim Johannisfeste angenommen hatte, und dann gingen wir auf die Piazza, wo der Jahrmarkt war, und ich bekam einige Berlingozzi, denn ich war hungrig und er war sehr gut gegen mich; am äußersten Ende der Piazza war ein ehrwürdiger Pater und ein Altar, wie sie ihn bei Processionen außerhalb der Kirche haben. So verheirathete er uns, und Naldo brachte mich wieder in die Kirche und verließ mich; und ich ging nach Hause, und meine Mutter starb, und Nofri fing an mich noch mehr zu schlagen, und Naldo kam gar nicht wieder. Und ich weinte immer fort, und einmal im Carneval, da sah ich ihn und folgte ihm, und er war sehr böse und sagte mir, er werde schon kommen, ich solle nur noch warten. So ging ich und wartete; aber, ach! es währte lange Zeit, ehe er kam; aber er wäre gekommen, wenn er gekonnt hätte, denn er war gut; und dann nahm er mich fort, weil ich weinte und sagte, ich könne es nicht länger bei Nofri aushalten. Ach, was war ich da froh, und seitdem bin ich immer glücklich gewesen, denn ich mache mir aus den Ziegen und Maulthieren gar nichts mehr, weil ich Lillo und Ninna habe, und Naldo ist nie böse; nur glaube ich, liebt er Ninna nicht so sehr, als Lillo, und sie ist doch so allerliebst."

Tessa, welche ganz vergaß, daß sie ihre Rede beim Anfange derselben für sehr gewichtig hielt, fiel

jetzt förmlich mit Küssen über Ninna her, während Romola schweigend und starr vor sich hinblickend dasaß. Es war unvermeidlich, daß sie in diesem Augenblicke der drei vor ihr befindlichen Wesen hauptsächlich nur insofern denken konnte, als dieselben mit ihrem eigenen Schicksal in Verbindung standen, und sie hatte die eisige Empfindung der Enttäuschung, daß ihrer schwierigen Lage durch kein äußeres Gesetz abgeholfen werden könne. Sie hatte Lillo losgelassen und stützte ihr Haupt mit der Hand, ohne das, was um sie her vorging, zu sehen. Lillo dagegen bemerkte schnell eine ihm nicht angenehme Veränderung; er hatte ihre Liebkosungen noch nicht erwidert, aber er wollte sie nicht entbehren, und indem er seine beiden braunen Arme ausstreckte, um ihren Kopf an sich zu ziehen, rief er: „Spiele doch wieder mit mir."

Romola, aus ihrer Selbstvergessenheit aufgescheucht, zog den Knaben wieder an sich, und sah von ihm auf Tessa, welche jetzt mit Küssen aufgehört hatte und zu dem ruhigeren Vergnügen, das Antlitz der himmlischen Dame zu betrachten, zurückgekehrt schien. Ueber dieses Antlitz aber war eine kaum bemerkbare Veränderung, wie das stufenweise Aufdämmern eines wärmeren, sanfteren Lichtes gekommen. Romola nahm jetzt eine Scheere aus ihrer Gürteltasche, und schnitt eine ihrer langen, wellenförmigen Locken ab, während die drei Paare weitgeöffneter Augen ihrer Bewegung mit kätzchenähnlicher Aufmerksamkeit folgten.

„Ich muß jetzt von Euch gehen," sagte sie, „aber

ich lasse Euch diese Haarlocke zurück, um Euch an mich zu erinnern, weil, wenn Ihr je in Noth seid, Ihr denken könnt, daß Gott mich vielleicht sendet, um wieder für Euch Sorge zu tragen. Ich kann Euch nicht sagen, wo Ihr mich finden werdet, aber sobald ich erfahre, daß Ihr meiner bedürft, so werde ich kommen. Addio!"

Sie hatte den kleinen Lillo rasch auf den Boden gesetzt, und reichte ihre Hand Tessa dar, welche dieselbe mit einer Mischung von Ehrfurcht und Trennungsweh küßte. Romola's Geist war von Gedanken niedergedrückt; sie mußte so bald wie möglich allein sein, aber mit ihrer gewöhnlichen Sorge für die am mindesten Glücklichen kehrte sie sich um, und legte freundlich die Hand auf Monna Lisa's Schulter, indem sie ihr ein Lebewohl zuwinkte. Ehe die alte Frau ihre Verbeugung geendet hatte, war Romola verschwunden.

Monna Lisa und Tessa gingen wie von gleichem Antrieb bewegt auf einander zu, während die Kinder das Gewand der Mutter faßten, als ob auch sie diese Atmosphäre ehrfurchtsvoller Scheu fühlten.

„Meinst Du, daß sie wirklich eine Heilige ist?" fragte Tessa, in Lisa's Ohr sprechend und ihr die Locke zeigend.

Lisa verwarf diese Meinung sehr entschieden, indem sie ihre Finger rückwärts bewegte und dann, das rollende Lockengold streichelnd, sagte:

„Sie ist eine hohe, edle Dame; ich habe deren in meiner Jugend gesehen."

Romola kehrte heim und saß dort während der heißen Stunden dieses Tages einsam und mit der Ueberzeugung, daß ihr Geschick unverändert war. Sie war wieder auf den Widerstreit zwischen den Ansprüchen eines äußeren Gesetzes, das sie als eine sich weit verzweigende Verpflichtung betrachtete, und zwischen deren innere sittliche, immer mehr gebieterisch auftretende Thatsachen zurückgetrieben. Sie hatte den Geist der Lehre, durch die Savonarola sie vermocht hatte, zu ihrer Stellung zurückzukehren, tief in sich aufgenommen. Sie fühlte, daß die, allen engeren Verbindungen, besonders aber dieser allerengsten innewohnende Heiligkeit, nur der in äußeren Gesetzen sich kundgebende Ausdruck jenes Ergebnisses sei, dem alle menschliche Güte und Erhabenheit freiwillig sich zuwenden müsse, und daß das leichte Aufgeben von angestammten oder freiwillig übernommenen Verbindungen, wenn dieselben nicht mehr angenehm sind, einer Entwurzelung jeder gesellschaftlichen und persönlichen Tugend gleichkomme. Was war Tito's an Baldassarre begangenes Verbrechen anders, als dieses sich bis zum scheußlichsten Gipfelpunkt der Falschheit und Undankbarkeit ausbildende Aufgeben!

Das begeisternde, ihr durch Savonarola's Einfluß eingeprägte Bewußtsein, daß ihr Geschick innigst mit dem allgemeinen verbunden sei, hatte selbst die kleineren Einzelnheiten der Verpflichtungen zu einer Sache religiösen Glaubens gemacht. Sie ging einen Weg mit einer gewaltigen Heerschaar; sie fühlte die Wichtigkeit eines gemeinsamen Lebens. Waren Opfer

nothwendig, und es war ungewiß, auf wen das Loos fallen möchte, so fühlte sie sich bereit zu antworten, wenn ihr Name gerufen wurde. Sie hatte lange Zeit ausgehalten; sie hatte hart gekämpft ihre Pflicht zu erfüllen, aber alle Bedingungen, welche diese Erfüllung ermöglichten, schwanden eine nach der andern dahin. Ein Resultat ihres Ehebandes schien die vernichtende Oberherrschaft eines Charakters, den sie verachtete, zu sein. Alle ihre Bemühungen, ein einiges Zusammenleben wieder herbeizuführen, hatten die Unmöglichkeit desselben immer schroffer herausgestellt, und die Verbindung war für sie einfach zu einer entwürdigenden Sklaverei geworden. Das Gesetz war heilig — ja, aber die Empörung konnte eben so heilig sein. Der Gedanke trat vor ihre Seele, daß ihre Aufgabe wesentlich der Savonarola's gleiche — nämlich zu wissen, wo die heilige Verpflichtung des Gehorsams endete und die der Empörung begänne. Für sie wie für ihn war einer jener Augenblicke im Leben gekommen, wo die Seele wagen mußte, nach ihrer eigenen Eingebung zu handeln, nicht nur ohne ein äußeres Gesetz, auf das sie sich berufen konnte, sondern auch gerade einem Gesetze gegenüber, welches mit den Blitzstrahlen der Gottheit bewaffnet ist, Blitzstrahlen, die hernieder schmettern können, wenn die Eingebung eine falsche war.

Ehe die Sonne untergegangen war, war sie zu einem Entschlusse gekommen. Sie wollte sich weder bei ihrem Pathen, noch bei Savonarola Raths erholen, bis sie einen ernsten Versuch gemacht hatte,

offen mit Tito zu sprechen und seine Zustimmung dafür zu erhalten, daß sie von ihm getrennt leben könne. Sie wollte nicht heimlich von ihm gehen, oder Florenz verlassen. Sie wollte ihm sagen, daß sie, wann immer er ihrer bedürfe, zu ihm zurückkehren würde. War das nicht die Treue gegen ihre Verpflichtung, die man von ihr verlangen konnte? Eine schaudernde Ahnung überkam sie, er möge eine abschlägige Antwort in die höhnische Aufforderung kleiden, daß sie in ein Kloster gehen solle, da dieses die einzige kein Aergerniß gebende Art sei, ihn zu verlassen. Er wußte recht wohl, daß ihr Geist sich gegen dieses Auskunftsmittel empören würde, nicht nur wegen ihres eigenen Widerwillens gegen die einengende Regel, sondern auch, weil alle die lieben Erinnerungen an ihren Vater sie davon abhalten würden, eine Lebensbahn zu wählen, welche seinen tiefsten Kummer und seinen bittersten Abscheu erregt hatte.

Tito hatte gesagt, daß er an diesem Abende nach Hause kommen würde. Sie wollte ihn also erwarten, und ihm gleich sagen, was sie ihm zu sagen hatte, denn es war sehr schwierig, am Tage seine Aufmerksamkeit für etwas zu erlangen. Wenn er die leiseste Ahnung hatte, daß über persönliche Beziehungen verhandelt werden sollte, so entschlüpfte er mit dem Anschein unvorbereiteter Leichtigkeit. Als sie Maso kommen ließ und ihm sagte, daß sie auf seinen Herrn warten wolle, bemerkte sie, daß der alte Mann sie ansah, und mit einer Mischung

von Zögern und verwunderter Besorgniß im Zimmer verweilte; da sie aber keine Frage an ihn richtete, wandte er sich langsam zum Gehen. Wozu sollte sie auch fragen? Vielleicht wußte Maso oder errieth nur einen Theil dessen, was sie bereits wußte.

Es war spät, ehe Tito kam. Romola schritt in dem langen Zimmer, welches einst die Bibliothek gewesen war, auf und ab; sie hatte die Fenster geöffnet und trug statt ihres gewöhnlichen schwarzen Gewandes ein weites weißes Leinenkleid. Sie freute sich dieses Wechsels nach den langen Stunden der Hitze und regungslosen Nachdenkens; aber die Kühle und die Bewegung hielten sie im höchsten Grade wach, und als sie mit der Lampe in der Hand Tito die Thür öffnete, hätte er wohl über die Lebhaftigkeit ihres Blicks und den Ausdruck schmerzlichen Entschlusses, der auf eine seltsame Weise gegen ihre gewöhnliche, selbstbeherrschende Ruhe ihm gegenüber abstach, bestürzt sein können. Es schien aber, als ob er eben diese Aufregung erwartete.

„Ah, Du bist es, Romola. Maso ist schlafen gegangen?“ sagte er ernst und ruhig, indem er statt ihrer sich wendete und die Thür schloß. Dann fuhr er fort, indem er sich zu ihr kehrte und ihr voller in's Gesicht sah als gewöhnlich: „Ich sehe, Du weißt Alles.“

Romola bebte. Er war es also, der die Initiative ergreifen wollte — er war bei Tessa gewesen. Sie ging ihm voran durch die folgende Thür, setzte

die Lampe nieder, und wendete sich abermals nach ihm um.

„Du mußt aber darum nicht gleich das Schlimmste wegen der Folgen denken;“ sagte Tito in einem Tone beschwichtigender Ermuthigung, über welchen Romola staunte, bis er fortfuhr: „Die Angeklagten haben zu große Familienverbindungen unter allen Parteien, als daß sie nicht noch gut davonkommen sollten, und Messer Bernardo del Nero hat außer seinem Alter noch Anderes, was zu seinen Gunsten spricht.“

Romola fuhr zurück und stieß einen Schrei aus, als ob sie plötzlich von einer scharfen Waffe getroffen worden wäre.

„Wie? Du wußtest nichts davon?“ fragte Tito, sie unter den Arm fassend, um sie zu einem Sitze zu führen; sie schien aber seine Berührung nicht zu bemerken.

„Sage mir!“ rief sie, „sage mir, was ist das?“

„Ein Mann, dessen Namen Du vergessen kannst: Lamberto dell' Antella, der verbannt war, wurde innerhalb des Gebietes erwischt. Man fand einen Brief von gefährlicher Wichtigkeit für die Häupter der medicäischen Partei bei ihm; und der Schurke, der einst ein Lieblingshund Piero de' Medici's war, ist jetzt bereit, gegen ihn oder seine Freunde auszusagen, was man von ihm verlangt. Einige sind entflohen, aber fünf sind jetzt im Gefängnisse.“

„Mein Pathe?“ rief Romola mit kaum hörbarem Flüstern, als Tito inne hielt.

„Ja, ich bedaure, es sagen zu müssen; aber mit ihm sind noch drei, deren Namen selbst bei der Volkspartei bedeutend in's Gewicht fallen: Niccolo Ridolfi, Lorenzo Tornabuoni und Giannozzo Pucci."

Der Strom von Romola's Empfindungen war jetzt gewaltsam in einen andern Kanal geleitet In dem Aufruhr dieses Augenblicks konnte sie nicht mehr den Worten gebieten, welche sich als Aeußerung ihres lange angehäuften Grolls Luft machten. Als Tito die Namen der Männer genannt hatte, deren Genosse er, wie sie sich überzeugt fühlte, war, rief sie mit einer Geberde des Ekels und dumpfer Bitterkeit:

„Und Du — Du bist sicher und ungefährdet?"

„Du bist in der That eine liebenswürdige Gattin, meine theure Romola," sagte Tito mit eiskalter Ironie, „ja, ich bin sicher und ungefährdet."

Beide wendeten sich schweigend von einander ab.

Siebenundfünfzigstes Capitel.

Warum Tito sicher war.

Tito hatte seine guten Gründe, zu sagen, daß er sicher und ungefährdet sei. In den letzten drei Monaten, während welcher er die Entdeckung der

medicäischen Verschwörung als muthmaßlich voraus=gesehen hatte, hatte er Muße genug gehabt, sich nach Auskunftsmitteln umzuschauen. Er hatte seinen Ein=fluß in Rom und Mailand vergrößert, indem er die geheimen Berichte und mittelbaren Maßnahmen gegen den Mönch und die Volkspartei vermittelt hatte; er hatte eifriger als je die Achtung dieser Partei zu gewinnen gesucht, indem er auf eine feine Art Beweise lieferte, daß seine politischen Ueber=zeugungen ganz mit den ihrigen übereinstimmten; zu gleicher Zeit hatte er, statt seine Thätigkeit bei den Medicäern einzustellen, gesucht, von ihnen mehr beschäftigt zu werden und ihr volles Vertrauen zu gewinnen. Es war ihm leicht, dieses dreifache Spiel fortzuspielen. Der Grundsatz der Falschheit, den die Medicäer zu ihren Gunsten guthießen, beraubte sie jeden Maßstabes, nach dem sie die Verläßlichkeit eines Genossen, der nicht, gleich ihnen, besondere me=dicäische Erbinteressen, Verbindungen und Vorurteile hatte, messen konnten. Nach ihrer Ansicht war es nur eine erlaubte Kriegslist, die Gegenpartei zu be=trügen, aber ihre eigene Partei zu hintergehen, war eine Erbärmlichkeit, die auszuüben sie sich nicht ver=sucht fühlten; und indem sie Tito's gewandte Fähig=keit verwendeten, dachten sie gar nicht daran, daß der Mangel an jeglicher traditionellen Anhänglichkeit, die ihn zu einem politischen Agenten tauglich machte, auch zugleich ein Mangel an dem war, was unter ihnen die Hauptbürgschaft gegenseitiger Ehrenver=pflichtungen bildete. Die römischen und mailändischen

Freunde der aristokratischen Partei, die arrabbiati, welche die heftigsten Feinde Savonarola's waren, hatten ihrerseits ein System geheimen Correspondenz- und Spionirwesens eingerichtet, in welchem die tiefste Heuchelei der beste Dienst war und am theuersten bezahlt wurde, so daß es ein abgeschmackter Mangel an Logik gewesen wäre, einen Agenten zu beargwöhnen, wenn er eine Rolle bis auf's Aeußerste durchführte. Andererseits waren die piagnoni von der Volkspartei, welche die jeder kräftigen Ueberzeugung eigene Geradheit besaßen, um so mehr geneigt, Tito's Aufrichtigkeit hinsichtlich seiner politischen Hinneigung zu ihnen Glauben zu schenken, als er keine religiösen Sympathieen zur Schau trug.

In Folge dieser Verhältnisse waren diese drei Monate für Tito eine Periode glücklicher Erfolge gewesen. Das Ziel, nach dem er am eifrigsten strebte, war, sich für die Zukunft eine Stellung in Rom oder Mailand zu sichern, denn sein Entschluß befestigte sich immer mehr, wenn der günstige Augenblick käme, Florenz gegen eine jener großen Hauptstädte zu vertauschen, wo es sich angenehmer leben ließ, und wo Talent und Gelehrsamkeit besser belohnt wurden. Für den Augenblick neigte sich die Schale mehr zu Gunsten Mailands, und wenn er innerhalb dieses Jahres dem Herzoge Ludovico Sforza gewisse Dienste leisten konnte, so hatte er die Aussicht auf eine Stellung am mailändischen Hofe, welche die Vortheile, die Rom ihm bot, bei weitem überwog.

Die Entdeckung der medicäischen Verschwörung war also von Tito vorhergesehen worden, nicht aber die Art und Weise, wie diese Entdeckung stattfinden würde. Die Gefangennehmung Lamberto's dell Antella, mit einem verrätherischen Briefe in der Tasche und einem bittern Groll gegen die Medici's im Herzen, war eine unberechenbare Begebenheit. Es war unmöglich, daß Tito trotz der Sorgfalt, mit der seine politische Thätigkeit bemäntelt worden war, nicht in diese Sache verwickelt werden sollte; er hatte dies auch im Falle einer umfassenden Entdeckung der medicäischen Anschläge nie erwartet! Aber sein gewandter Geist hatte bald das Mittel gefunden, seine Sicherheit mit den wenigst unerfreulichen Folgen zu erwirken. Es ist angenehm, mit heiler Haut davonzukommen, aber die Haut bleibt immer ein gegen die Atmosphäre sehr empfindliches Organ.

Seine Berechnung hatte ihn nicht getäuscht. Heute Abend hatte er, vor seiner Rückkehr nach Hause, die drei Zwecke, um die es ihm am meisten zu thun war, erreicht. Er sollte von jedem Verfahren gegen ihn in Bezug auf eine Theilnahme am medicäischen Complot befreit bleiben; er sollte ferner seine Stelle als Secretär auf ein weiteres Jahr behalten, wenn er nicht vorher kündigte, und endlich sollte der Preis, um den er diese Bürgschaften erhalten hatte, ein Staatsgeheimniß bleiben. Der Preis würde den Meisten sehr hoch vorgekommen sein, und Tito selbst würde ihn schwerlich gezahlt haben.

Er hatte es sich zuerst angelegen sein lassen,

Francesco Valori für sich zu gewinnen, der nicht nur einer der Zehn war, dem er als Secretarius unmittelbar untergeben war, sondern der auch zu dem Ausschuß gehörte, welcher die Beweise für das Complot zu untersuchen hatte. Francesco Valori war, wie wir wissen, das Haupt der piagnoni, ein Mann mit gewissen guten Eigenschaften, die aber doch mit leidenschaftlichem Parteisinn, mit anmaßendem Wesen, das seine Freunde mit ihm entzweite, und mit bitteren persönlichen Gehässigkeiten, deren bitterste die gegen Bernardo del Nero war, nicht unverträglich waren. Ihm gestand Tito in einer kurzen Privataudienz, und nachdem er das Versprechen der Geheimhaltung erlangt hatte, seine Mission abseiten der medicäischen Partei ein — eine Mission, die er aus Gründen übernommen hatte, über welche er sich sehr offen aussprach, indem er zugleich erklärte, daß er stets ihre Unternehmungen für zwecklos gehalten habe, und aufrichtig die Erhaltung der Volksregierung wünsche. Er that, als ob er Valori, gleichsam wie ein Geheimniß, seinen eigenen persönlichen Widerwillen gegen Bernardo del Nero anvertraue, und kam nach dieser Einleitung zu der wichtigen Mittheilung, daß es noch ein medicäisches Complot gäbe, über welches, wenn die Regierung auf gewisse, von ihm zu stellende Bedingungen einginge, er vermittelst einer Reise nach Siena und der Romagna, wo Piero de' Medici wieder Streitkräfte um sich sammle, schriftliche Beweise erhalten könne, die er dem großen Rathe vorlegen würde. Zu diesem

Zwecke sei es aber unendlich wichtig, daß seine Eigenschaft als medicäischer Agent allen Leuten dieser Partei gegenüber unangefochten bleibe, und deshalb müsse die Thatsache, daß er den Behörden Kunde von Allem verschafft hätte, das tiefste Geheimniß bleiben. Dennoch könne trotz aller Vorsicht irgend ein leiser Verdacht aufsteigen, und ehe er die unangenehmen Folgen von Schritten trüge, die er gegen seine Freunde unternähme, müsse er gegen jede Verfolgung als Medicäer und gegen eine Entsetzung von seiner Stelle im Laufe des nächsten Jahres gesichert sein.

Diese Vorschläge erschienen Francesco Valori nicht so, wie sie uns erscheinen. Valori war es nicht sonderlich um die Schätzung von Tito's Verfahren zu thun; woran ihm aber um desto mehr lag, war: ein Todesurteil gegen die fünf Gefangenen erwirken zu können. Es würden gewiß ungeheure Anstrengungen gemacht werden, sie zu retten, und es wäre (versteht sich im öffentlichen Interesse) zu wünschen, daß die Beweise gegen sie die vollgültigsten seien, so daß alle Wohlgesinnten vor den Gefahren der Milde zurückschrecken müßten. Der Charakter gesetzlichen Verfahrens zu jener Zeit bedingte, daß der Beweis eine jener wünschenswerthen Sachen war, zu denen man nur durch schlechte Mittel gelangen konnte. Einige Individuen aufzugreifen und sie zu foltern, bis sie irgend Jemandes Schuld bezeugten, war ein Schritt zur Gerechtigkeit, und es war nicht immer leicht, den nächsten zu sehen, wenn nicht ein Ver=

räther zum Vorschein kam. Lamberto dell' Antella war auf die Folter gespannt worden, um seiner vorhergehenden Bereitwilligkeit, mehr auszusagen als er wußte, noch zu Hülfe zu kommen; nichts desto weniger waren fernere und kräftigere Beweise sehr wünschenswerth, besonders gegen Bernardo del Nero, der, so weit es sich bis jetzt herausstellte, weiter nichts gethan hatte, als das letzte Complot, nachdem seine Versuche, es zu hintertreiben, vergeblich gewesen waren, nicht zu verrathen; denn die Wohlfahrt der Stadt erheischte, daß die Schuld Bernardo's im grellsten Licht erscheine. So glaubte Francesco Valori in seinem Eifer, und vielleicht ahnte er selbst nicht, daß die Gewalt dieses Eifers von seinem Hasse bestimmt wurde. Er entschied dahin, daß Tito's Vorschlag angenommen werden müsse, legte denselben seinen Collegen vor, ohne Tito's Namen dabei zu erwähnen, und gewann dieselben für seine Ansicht. Spät am Tage wurde Tito zu einer Audienz bei der Specialcommission vorgelassen, und machte einen tiefen Eindruck auf die Beisitzer, indem er ihnen einen zweiten Anschlag enthüllte, welcher dem Piero de' Medici die Herrschaft über Florenz sichern, und in der Mitte dieses Augustmonats ausgeführt werden sollte. Schriftliche Beweise darüber würden mehr als alles Andere dazu beitragen, die rechten Mittel, zu denen man greifen müsse, zu zeigen. Er erhielt den Auftrag, mit Tagesanbruch nach Siena zu reisen, und nahm außerdem eine schriftliche Bürgschaft des Raths hin=

sichtlich seiner persönlichen Sicherheit und seines Verbleibens im Amte mit sich

Unter den zwanzig Florentinern, welche ihre ernsten Blicke auf Tito hefteten, als er in seiner Anmuth vor ihnen stand, die erschütterndsten Gegenstände mit gefälligen Erläuterungen und dem anscheinend natürlichen Geständniß, von nichts weniger als den edelsten Beweggründen getrieben zu sein (was oft die größte Unnatur ist), besprechend, waren Mehre, die nicht zu sehr befangen waren, um ein neues Urteil über ihn unter diesen neuen Umständen zu fällen; und sie schlossen schweigend, daß dieser gewandte und nützliche Grieche in Zukunft besser für Staatsbedürfnisse als für persönlichen näheren Umgang passen möchte. Leute ohne Grundsätze waren nützlich, indem sie Diejenigen, welche gewissenhafter waren, in den Stand setzten, ihre Hände in einer Welt, wo es so viel schmutzige Arbeit gab, rein zu erhalten. Es war in den achtungswerthen florentinischen Köpfen nicht recht klar — außer wenn sie den übertriebenen Glauben des Mönchs theilten, daß es hienieden möglich sei, Reinheit und Erhabenheit zu erkämpfen — wie das Leben in irgend einem Fache durchgeführt werden könne ohne menschliche Werkzeuge, die mit Füßen zu treten oder anzuspeien, während man ihnen ihren Lohn bezahlte, eigentlich nicht ganz unpassend wäre. Einige von den Männern, welche in ihrem Innern ein solches Urteil über Tito fällten, sollten bald bei einer merkwürdigen Verhandlung betheiligt sein, die auf keine Weise

ohne die Anwendung einer so entschiedenen Gewissenlosigkeit, wie die seinige war, hätte zu Ende geführt werden können; aber wie ihr eigener trefflicher Pulci für sie gesagt hatte:

Il tradimento a molti piace assai,
Mà il traditore a gnun non piacque mai.*)

Dieselbe menschliche Gesellschaft hat einen Galgen für den Mörder und einen Galgen für den Märtyrer, ein verwünschendes Zischen für eine feige Handlung, und ein eben so lautes Zischen für manches Wort edler Wahrheit oder gerechter Erkenntniß; ein gemischter Zustand von Dingen, der nicht etwa ein Zeichen hoffnungsloser Verwirrung, sondern einer ringenden Ordnung ist.

Tito selbst merkte recht wohl, daß er ein wenig in der Achtung der Leute, die seine Dienste angenommen hatten, verloren hatte. Er besaß jenen Grad von Selbstbeobachtung, welcher nothwendig mit der Gewohnheit, aus wohlüberlegten Gründen irgend einer Art zu handeln, verbunden ist, und hätte er die Wahl gehabt, so würde er sich lieber nicht von Weltleuten getadelt gesehen haben. Es war nie seine Absicht gewesen, Mißbilligung auf sich zu laden; es war stets seine Absicht gewesen, sich so gewandt zu benehmen, daß, wenn er im Gegensatz zu der von anderen Menschen befolgten Richtschnur

---

*) Der Verrath gefällt Vielen schon ganz gut, aber der Verräther hat noch niemals Jemandem gefallen. D. Uebers.

handelte, diese es nicht merken sollten, und die Kluft zwischen ihm und Romola war eben durch die Unmöglichkeit, ihr dieses zu verhehlen, entstanden. Er bebte vor verdammenden Urteilen wie vor einem Klima, an das er sich nicht gewöhnen konnte, zurück. Aber die Dinge gestalteten sich nicht so erwünscht zur Form in den Händen der Gewandtheit, und die Ereignisse fielen anders aus, als ihm lieb war. Er hegte in der That keinen Groll gegen Messer Bernardo del Nero; zu Lorenzo Tornabuoni und Giovanni Pucci fühlte er sogar eine persönliche Zuneigung. Er hatte ihnen sehr geschickt gedient, und zwar so, daß, wenn ihre Partei siegreich gewesen wäre, er eine große Belohnung verdient hätte; sollte er aber alle lieblichen Früchte des Lebens dahingeben, weil ihre Partei den Kürzeren gezogen hatte? Sein Anerbieten eines nachträglichen kleinen Beweises gegen sie dürfte wol schwerlich einen Einfluß auf ihr Schicksal haben, und er hegte auch wirklich die Ueberzeugung, daß sie den äußersten Folgen nicht preisgegeben werden würden; hätte er diesen Beweis aber nicht geliefert, so würde sein eigenes Glück, dessen Bau so vielversprechend in die Höhe stieg, gänzlich zerstört worden sein. Und wovon sollte Jemand sonst getrieben werden, als von seinem eigenen Interesse? Florentiner, deren Leidenschaften in ihren kleinlichen und schwankenden politischen Plänen enthalten waren, konnten kein anderes eigenes Interesse, als das mit Familienstolz und mit dem zähen Festhalten an altem Haß und

alten Neigungen verbundene, besitzen. Ein moderner Tropf, der irgend eines der alten philosophischen Systeme gänzlich übergeschluckt hatte, und die dadurch verursachte Unverdaulichkeit für das Zeichen eines göttlichen Einflusses oder die Stimme eines inneren Mahners hielt, mochte sein Interesse in einer Form von Eigendünkel, die er eine sich selbst belohnende Tugend nannte, sehen; Fanatiker, welche an die nahende Züchtigung und Verjüngung glaubten, konnten ihr Interesse in einem jenseits zu tragenden Palmenzweige und weißen Gewande erblicken, aber kein Mann von hellem Verstande ließ seine Handlungsweise von solchen kindischen Bewegungen oder zweifelhaften inneren Aufwallungen bestimmen. Hatte nicht Pontanus, ein Poet und Philosoph von unnachahmlichster Latinität, die schönstmögliche Rede verfertigt, um den französischen König in Neapel zu begrüßen, obgleich derselbe den königlichen Freund und Gönner des gelehrten Redners entthronte? und dennoch trug Pontanus das Haupt hoch und war sehr glücklich. Es kümmerte sich ja auch in der That Niemand um dergleichen Dinge, außer wenn eine persönliche Laune dadurch berührt ward. Nur die Schwäche wurde verachtet, Kraft hatte, in welcher Gestalt sie sich auch zeigte, immer ihre Sicherheit, und kein Mensch konnte es, außer in sehr seltenen Glückszufällen, zu etwas Großem in der Welt bringen, ohne einige unangenehme Nothwendigkeiten zu ertragen, die ihn der Feindschaft und vielleicht eini-

gem Hohn preisgaben, wenn die Feindschaft einen Vorwand verlangte.

Es war eine leise Vorbedeutung jenes Hohnes, welche Tito an gewissen Anzeichen merkte, als er vor dem Rath stand, und die seinem gegenwärtigen Benehmen das Gepräge einer Epoche für ihn verlieh, indem sie ihn mit beweisbündiger Rechtfertigung bei diesem Umstand verweilen ließ. Nicht daß er noch einen Schritt vorwärts im Unrechtthun machte, denn es war nicht möglich, daß ein stärkeres Band ihn an die Medicäer fesseln konnte, als das war, welches ihn an seinen Vater fesselte, aber sein Benehmen gegen diesen letzteren war durch erfolgreichen Lug verborgen geblieben; seine gegenwärtige Handlung jedoch ließ sich nicht gänzlich verheimlichen — in der Natur derselben lag schon die Enthüllung. Und Tito krümmte sich unter dieser neuen Lage, welche ihn der Mißachtung aussetzte.

Nun, nur noch etwas Geduld! — und in einem, vielleicht gar in einem halben Jahr konnte er diesen harten, ungestümen Florentinern mit ihren nichtigen Zänkereien und ihrem sinkenden Glück den Rücken kehren! Sein glänzender Erfolg in Florenz war nicht ganz frei von einigen argen Flecken gewesen; er hatte sich in eine für ihn nicht passende Frau verliebt, und Baldassarre war unter unberechnenbaren Umständen zurückgekehrt. Während Tito aber mit verhängten Zügeln auf dem Wege nach Siena galoppirte, sah er eine Zukunft vor sich, in welcher er von diesen Mißgriffen nicht mehr heimgesucht

wurde. Er hatte bereits eine bedeutende Summe Geldes außerhalb Florenz belegt, er stand in der frischen Reife seiner achtundzwanzig Jahre, und war sich einer wohlerprobten Geschicklichkeit bewußt. Konnte er die Vergangenheit nicht von sich thun, wie ein Costüm zur Probe, und das ganze alte Bündel wegwerfen, um sich für das wirkliche Auftreten auf der Bühne umzukleiden?

Es kam Tito bei seinen Plänen für die Zukunft, als er aus dem Rathszimmer trat und die Treppe hinabstieg, nicht in den Sinn, daß er an einen Mann angestreift hatte, dessen Züge er sich nicht Zeit genommen hatte im Lampenlichte zu betrachten. Dieser Mann war Ser Ceccone, der gleichfalls bereit war, dem Staate zu dienen, indem er gegen Auftraggeber, die keine Erfolge aufzuweisen hatten, Anklagen vorbrachte.

Achtundfünfzigstes Capitel.

Ein schließliches Verständniß.

Tito kehrte bald von Siena zurück, trat aber fast unmittelbar darauf eine andere Reise an, von welcher er erst am siebenzehnten August wiederkehrte. Beinahe vierzehn Tage waren verflossen, seitdem die

Angeklagten gefangen genommen worden waren, und noch immer schmachteten sie im Gefängnisse, noch immer war über ihr Schicksal nichts entschieden. Romola war während dieser ganzen Zeit zu Muthe, als ob es für sie keine andere Sorge gäbe, als diejenige, die schwankenden Möglichkeiten hinsichtlich jenes Schicksals zu bewachen. Zuweilen schienen dieselben sehr zu Gunsten der Gefangenen zu sein, denn die Aussichten auf ein thätiges Theilnehmen für dieselben wurden durch den Aufschub vermehrt, und eine begränzte Aussicht auf Verzug war durch das Widerstreben aller hohen Beamten, die mit einer bestimmten Entscheidung verbundene Gehässigkeit auf sich zu laden, eröffnet. Auf einer Seite erhob sich ein lautes Geschrei, daß die Republik in Gefahr sei, und daß Milde gegen die Gefangenen für alle Feinde der Republik ein Zeichen zum Angriffe auf dieselbe sein würde; andererseits war man überzeugt, daß ein gegen fünf so hochgestellte Bürger ausgesprochenes Todes- und Confiscationsurteil den unvertilgbaren Haß ihrer Familien gegen Alle, die bei einem solchen Urteil die Hand mit im Spiele gehabt hatten, nach sich ziehen würde.

Das Endurteil lag in den Händen der Acht, welchen die Verwaltung der Criminalrechtspflege zustand, und die Sentenz hing von einer Majorität von sechs Stimmen ab. Die Acht aber bebten vor ihrer schweren Verantwortlichkeit zurück und verlangten bei diesem Ausnahmefall, daß dieselbe von der Signoria (oder dem Gonfaloniere und den acht

Priori) getheilt würde. Die Signoria ihrerseits zuckte die Achseln und schlug eine Berufung an den Großen Rath vor. Denn nach einem, vor fast drei Jahren auf ernstliche Anmahnung Savonarola's erlassenen Gesetze, hatte jeder durch die sechs verhängnißvollen Stimmen (sei fave oder „sechs Bohnen“ genannt, denn Bohnen waren in mehr als einer Beziehung das politische Gericht des florentinischen Staates) zum Tode verurteilte Bürger das Recht, von diesem Ausspruch an den Großen Rath zu appelliren.

Aber bei diesem Stande der Verhandlungen erklärten sich die Freunde des Angeklagten gegen die Appellation, hauptsächlich in der Absicht, Aufschub zu gewinnen, und in der That erheischte der Buchstabe des Gesetzes, daß das Urteil gefällt sein mußte, ehe eine Berufung eingelegt werden durfte. Sie drangen mit ihrem Widerstande durch, und es wurde ein vermittelnder Ausweg eingeschlagen; der Urteilsspruch wurde einer großen, auf den Siebenzehnten anberaumten, aus allen höheren Beamten, dem kleinen Rathe oder Senat der Achtzig, und einer auserwählten Anzahl von Bürgern bestehenden Versammlung übertragen.

An diesem Tage hatte Romola, deren Angst durch die Möglichkeit, daß, ehe dieser Tag sich endete, das Schicksal ihres Pathen entschieden sein könne, noch gesteigert wurde, die Erlaubniß erhalten, ihn zum zweiten Male, aber nur in Gegenwart von Zeugen zu sehen. Sie war mit ihrer Muhme Brigida nach

der Via de' Bardi zurückgekehrt, ohne zu wissen, ob das Gericht zu einem entscheidenden Beschlusse gekommen war, und Monna Brigida war wieder fortgegangen, die wichtigen Neuigkeiten in dem Hause eines bei einer Behörde angestellten Bekannten zu erwarten, um zuverlässige Nachrichten zurück zu bringen, sobald sie welche erführe.

Romola war auf den ersten besten Sitz in dem freundlichen Salon gesunken, zu tief bewegt, zu betrübt im Herzen, um darauf zu achten, wo sie sich hinsetzte oder den Mangel an Uebereinstimmung in den sie umgebenden Gegenständen zu bemerken. Sie saß mit dem Rücken gegen die Thür, das Haupt auf die Hand gestützt. Es kam ihr lange vor, daß Monna Brigida fort war, und sie erwartete deren baldige Rückkehr. Als sich aber die Thür öffnete, wußte sie, daß es nicht Monna Brigida war, welche eintrat.

Seitdem Romola in jener merkwürdigen Nacht von Tito geschieden war, hatte sie keinen äußerlichen Beweis für ihre Vermuthung, daß er seine Sicherheit durch Verrath erkauft hatte, gehabt; im Gegentheil, es war erwiesen, daß ihm die Medicäer noch trauten, und daß sie glaubten, er besorge gewisse Aufträge für sie in der Romagna unter dem Deckmantel, ein Geschäft für die Regierung zu Stande zu bringen. Denn das Dunkel, in welches der Beweis gegen die Verschwörer gehüllt war, gestattete die Voraussetzung, daß Tito von jeder Verwickelung in dieser Sache frei geblieben sei.

Allein Romola's Verdacht war nicht zu beseitigen; ihr Abscheu vor seinem Benehmen gegen Baldassarre erstreckte sich über jeden Gedanken an seine Thaten; es war, als ob sie gesehen hätte, wie er einen Mord beging, und sie hatte seitdem stets ein krankhaftes Gefühl, als ob an seinen Händen neues Blut klebte.

Als sie seinen Schritt auf dem steinernen Fußboden hörte, durchschauerte es sie kalt; sie konnte sich nicht umwenden, sie konnte sich nicht erheben, ihn zu begrüßen. Er sprach kein Wort, setzte sich aber nach einer kleinen Pause auf einen Sitz an der andern Seite des Tisches, ihr gegenüber. Darauf erhob sie ihre Augen und blickte ihn an, aber ohne ihr Schweigen zu brechen. Er ließ keinen Verdruß merken, sagte aber kalt:

„Das Zusammentreffen paßt herrlich zu unserem jüngsten Scheiden; aber ich sehe es ein, daß dies ein Augenblick voll schrecklicher Spannung ist. Nichtsdestoweniger bin ich gekommen, um Dir, wenn Du mich anhören willst, den Trost der Hoffnung zu bringen."

Sie fuhr empor und änderte ihre Stellung, sah ihn aber dennoch dabei mißtrauisch an.

„Es wird Dir nicht unangenehm sein zu hören, obgleich ich es Dir mittheile, daß das Gericht bis zum Einundzwanzigsten vertagt ist. Die Acht sind endlich so weit eingeschüchtert worden, daß sie ein Todesurteil ausgesprochen haben, aber es ist jetzt für die Verurteilten die Forderung einer Appellation an den Großen Rath eingereicht worden."

Aus Romola's Gesicht schwand jetzt das Mißtrauen und sie fragte lebhaft:

„Und wann soll sie geschehen?"

„Die Forderung ist noch nicht gewährt, obgleich dies wahrscheinlich der Fall sein wird. Das Gericht wird sich am Einundzwanzigsten wieder versammeln, um zu berathschlagen, ob die Appellation gestattet werden soll oder nicht. Es ist also ein Zwischenraum von drei Tagen, während dessen Ereignisse zu Gunsten der Gefangenen eintreten können, und man sich für sie verwenden kann."

Romola sprang von ihrem Sitze auf; die Röthe stieg wie ein sichtbarer Gedanke in ihr Gesicht, und ihre Hände bebten. In diesem Augenblick dachte sie nicht der Gefühle, die sie gegen Tito hegte.

„Wahrscheinlich," sagte Tito, sich gleichfalls erhebend, „ist Deine Absicht dem zuvorgekommen, was ich eben sagen wollte. Du denkst an den Mönch."

„So ist es," rief Romola, ihn mit Erstaunen ansehend, „hat er irgend etwas gethan? hast Du mir irgend etwas mitzutheilen?"

„Weiter nichts als Folgendes: Es waren hauptsächlich Messer Francesco Valori's Bitterkeit und Heftigkeit, welche heute im Gerichte den Ausschlag gaben. Die Hälfte der Männer, welche ihre Stimme gegen die Gefangenen abgaben, waren dazu durch Einschüchterungen vermocht worden, und viele Freunde Fra Girolamo's sowol in diesem Specialgericht wie außerhalb desselben sind durchaus gegen das Todesurteil; Piero Guicciardini zum Beispiel, ein Mitglied

der Signoria, widersetzte sich auf das Entschiedenste, und Giambattista Ridolfi, obgleich er ein piagnone ist, wird den Tod seines Bruders Niccolo nicht so leicht vergeben."

„Wie kann aber die Appellation verweigert werden," fragte Romola entrüstet, „da sie gesetzlich ist, da es eine der rühmlichen Handlungen der Volksregierung war, das Gesetz erlassen zu haben?"

„Sie nennen dies einen Ausnahmefall. Es sind natürlich sehr geistreiche Beweise, aber noch viel mehr leeres Geschwätz über die Gefahr, welche die Republik läuft; allein Du siehst, alle Opposition half nichts gegen das Aufschieben der Versammlung, und ein während der nächsten drei Tage richtig angewendeter mächtiger Einfluß könnte dazu dienen, den wankenden Muth derjenigen zu befestigen, welche dafür sind, daß die Appellation zugestanden wird, ja selbst die tolle Feindschaft Francesco Valori's zu zügeln. Ich habe zufällig erfahren, daß der Mönch sich in so fern in's Mittel gelegt hat, daß er ihm eine Botschaft zu Gunsten Lorenzo Tornabuoni's schickte. Ich weiß, daß Du zuweilen Zutritt zum Frate hast, es möchte also jedenfalls der Mühe werth sein, sich dieses Privilegiums zu bedienen."

„Es ist wahr," sagte Romola etwas zerstreut, „ich kann es mir nicht denken, daß der Frate dafür stimmen sollte, die Appellation zu verweigern."

„Ich hörte viele Leute im Palasthofe, ehe ich wegging, sagen, daß es eine Schmach für Fra Girolamo sein würde, wenn er zugäbe, daß eine Re=

gierung, die hauptsächlich aus Männern von seiner Partei besteht, die Appellation verweigerte, ohne daß er dagegen protestirte, da er sich in seinen Schriften und Predigten rühmt, daß er es durchgesetzt habe, daß dies Gesetz gegeben wurde.*) Aber unter uns gesagt, Romola! und mit aller Achtung vor der Geschicklichkeit Eures Frate, hat er die Gewohnheit angenommen, die Art von Menschenopfern, welche er Tyrannen und bösartige Unruhstifter tödten nennt, zu predigen, was einigen seiner Anhänger wahrscheinlich in dem gegenwärtigen Falle als nicht mit der Milde verträglich erscheinen dürfte."

„Ich weiß, ich weiß!" sagte Romola mit schmerzlichem Ausdruck in Blick und Stimme, „er wird aber zu diesen ausschweifenden Reden getrieben. Es war vordem anders; ich werde ihn um eine Zu-

*) Signor Villari, der neueste und in mancher Hinsicht beste Biograph Savonarola's, bemühte sich darzuthun, daß das zuletzt beschlossene Appellationsedict, welches laxer war, als das ursprünglich von Savonarola beabsichtigte, ihm zu einer Quelle bittern Verdrusses wurde, indem es eine Machination der aristokratischen Partei war, um mit den Maßregeln der Volksregierung die schimpflichen Resultate der Zügellosigkeit zu verbinden. Aber bei Aufstellung dieser Ansicht hat der ehrenwerthe Biograph die Thatsache übersehen, daß Savonarola nicht nur in seinen Predigten, sondern auch in einem mit Muße geschriebenen Buche (dem compendium revelationum), das lange nachdem die Appellation ein Gesetz geworden, verfaßt war, unter den der Stadt Florenz zugewendeten Wohlthaten „die zur größeren Sicherheit der Bürger von mir befürwortete Appellation von den sechs Stimmen" aufzählt.

sammenkunft bitten, ich habe sonst keine Ruhe. Ich baue auf seine Herzensgröße."

Sie sah Tito nicht an; ihre Augen waren mit einem unbestimmten Ausdruck auf den Boden geheftet, und sie hatte durchaus kein klares Bewußtsein, daß die Worte, welche sie hörte, aus dem Munde ihres Gatten kämen.

„So ist es am besten, keine Zeit zu verlieren," sagte Tito mit ungemischter Milde und seine Mütze in der Hand wendend, als wäre er im Begriff sie aufzusetzen und sich zu entfernen, „und jetzt, Romola, wirst Du vielleicht im Stande sein, trotz allen Vorurteils zu begreifen, daß meine Wünsche in dieser Angelegenheit mit den Deinigen Hand in Hand gehen, und wirst das Mißgeschick meiner Rettung nicht als ein Unglück für Dich betrachten."

Etwas wie ein elektrischer Schlag durchfuhr Romola; es war dies die Rückkehr des vollständigen Bewußtseins der Anwesenheit ihres Gatten. Sie blickte ihn an, ohne ein Wort zu äußern.

„Wenigstens," fügte er in einem kaum ein wenig härteren Tone hinzu, „wirst Du Dich bestreben, unseren Verkehr auf einer andern Schlußfolgerung zu begründen, als die ist: daß weil eine Uebelthat möglich ist, ich dieselbe begangen habe; soll ich denn allein außerhalb der Schranken Deiner so ausgebreiteten christlichen Milde stehen?"

Das Gefühl, welches vor vierzehn Tagen von Romola's Lippen zurückgewichen war, kehrte jetzt mit der gesammelten Kraft einer Fluthwoge wieder. Sie

sprach mit einer Bestimmtheit, welche ihm zeigte, daß sie vor keinen Folgen zitterte:

„Es ist zu spät, Tito. Der Verdacht, den der Trug erzeugt hat, kann nicht ertödtet werden. Jetzt weiß ich Alles. Ich weiß, wer jener alte Mann war; es war Dein Vater, dem Du Alles verdankst — dem Du mehr verdankst, als wenn Du sein leiblicher Sohn gewesen wärest. Dagegen gehalten, ist es nur eine Kleinigkeit, daß Du mein und meines Vaters Vertrauen täuschtest. So lange Du die Wahrheit, was jenen Greis betrifft, verhehlst, erhebt sich ein Grauen zwischen uns; dem Gesetze, welches aus uns ein Wesen macht, kann ich nicht gehorchen. Auch ich bin ein menschliches Wesen; ich habe eine Seele, welche Deine Handlungen verabscheut. Unsere Verbindung ist nur ein Schein — als ob auch eine fortwährende Lüge eine geheiligte eheliche Verbindung sein könnte!“

Tito antwortete nicht sogleich, und als er sprach, so geschah es mit einer berechneten, von Unruhe angeregten Vorsicht.

„Du willst also, wenn ich recht verstehe, jene Unabhängigkeit erwerben, indem Du mich verlässest?“

„Ich begehre Dich zu verlassen!“ entgegnete Romola heftig.

„Und falls ich mich nun nicht darein ergebe, mich von dem zu trennen, was zu bewahren mir das Gesetz einige Sicherheit bietet? Du wirst dann natürlich Deine Gründe laut vor den Ohren von

ganz Florenz verkünden. Du wirst Deinen verrückten Meuchelmörder vorführen, der zweifelsohne bereit ist, Deinem Rufe zu folgen, und Du wirst der Welt sagen, daß Du seinem Zeugnisse glaubst, weil er so vernünftig ist, den Wunsch zu hegen, mich um's Leben zu bringen. Du wirst zuvörderst der Signoria mittheilen, daß ich ein medicäischer Verschwörer bin, und dann wirst Du die Medicäer in Kenntniß davon setzen, daß ich sie betrogen habe, und in beiden Fällen wirst Du den ausgezeichneten Beweis liefern, daß Du mich im Allgemeinen jeder bösen That fähig hältst. Es wird dies allerdings für ein Weib eine Aufsehen erregende Stellung sein, die Du auf diese Weise einnimmst. Und wenn es Dir gelingt, mich auf solche Beweise hin der Schmach zu weihen, so wirst Du alle Heroinen des griechischen Dramas übertroffen haben."

Er hielt einen Augenblick inne; aber sie verharrte im Schweigen. Er fuhr alsdann im Gefühle, daß er sie bemeistert hatte, fort:

„Ich glaube, Du hast keine andere Beschwerde gegen mich, als daß ich einige erhabene unbestimmte Bedingungen, auf welche hin Du mir Deine weibliche Liebe schenktest, nicht erfüllt habe, so daß, indem Du mir diese Liebe entzogst, Du mich nach und nach dahin brachtest, Deine Bedürfnisse, die Du als schöne piagnone von hohem Stande und freigebiger Milde hast, sorgsam zu bestreiten. Ich meine, Deine Aussicht, mich an den Galgen zu bringen, ist nicht so ganz sicher; aber ohne Zweifel möchtest

Du damit beginnen, das Ohr von Messer Bernardo del Nero zu gewinnen?"

„Warum spreche ich überhaupt noch über etwas!" rief Romola in schrecklicher Angst, wieder auf ihren Sitz zurücksinkend, „es ist abscheulich von mir, an mich selbst zu denken!"

Sie bemerkte es weder, als Tito das Zimmer verließ, noch wußte sie, wie lange es dauerte, ehe sich die Thür wieder öffnete und Monna Brigida eintrat. In diesem Augenblicke aber sprang sie empor und rief:

„Muhme, wir müssen sogleich nach San Marco gehen; ich muß meinen Beichtiger Fra Salvestro sprechen!"

Neunundfünfzigstes Capitel.

Die Verwendung.

Der Morgen schien in seinem hellsten Frühglanze, als Romola wieder auf dem Wege nach San Marco war, nachdem sie Abends zuvor durch Fra Salvestro die Zusage einer Zusammenkunft mit Fra Girolamo im Kapitelhause des Klosters erhalten hatte. Die Strenge, mit welcher Savonarola sein Leben vor allen von der Verläumdung zu findenden Vorwänden

hütete, machte solche Zusammenkünfte äußerst selten, und immer, wenn sie gewährt wurden, hielt er sie von jedem Anstrich von Geheimnißvollem frei. Deshalb war die ihr anberaumte Stunde eine, in welcher auch noch andere Besucher in dem Außenkloster von San Marco zu erwarten waren.

Sie nahm sich vor, mitten durch die Stadt zu gehen, um die öffentliche Stimmung zu erfahren. Jede Loggia, jeder passende Winkel der Piazza, jeder Laden, der zum Stelldichein für Stadtklatsch taugte, war von der Bewegung freiwilliger Verhandlungen belebt; das flaue Geschäft diente nur dazu, die Gewalt der politischen Erörterungen zu erhöhen. Es war offenbar, daß die Parteien für oder gegen den Tod der Verschwörer die drei Tage Frist auf's beste zu benutzen trachteten, um der Volksstimmung die Richtung zu geben. Bereits waren Zettel in Umlauf, von denen einige in großen Lettern die Wahl zwischen der Gerechtigkeit gegen die Verschwörer oder dem Untergange der Republik ließen, während andere in eben so großen Lettern die Nothwendigkeit darthaten, das Gesetz aufrecht zu erhalten und die Appellation zu bewilligen. Rings um diese hervorspringenden Inseln von schwarzen großen Buchstaben waren Scenen von kleineren Lettern, welche minder lesenswerthe enthielten, denn es war damals (im ersten Triumphgefühl über die Erfindung der Buchdruckerkunst) die allgemeine Meinung, daß es keine überzeugenderen Beweise gäbe,

als bloße Voraussetzung zu Beweisen machenwollende Phrasen in großem Druck.

Romola war es aber hauptsächlich darum zu thun, die kleinen gedruckten Beweise kennen zu lernen, und obgleich ihr Eile nothwendig war, so sah sie sich im Vorwärtsgehen eifrig um, damit sie keine Gelegenheit versäume, sich Abdrücke zu verschaffen. Eine ganze Strecke lang sah sie nur solche, die sich in den Händen eifriger Leser befanden oder an den Mauern angeklebt waren, von denen an einigen Orten die Sbirren dieselben abrissen. Endlich aber, als sie raschen Schrittes hinter der Kirche San Giovanni weg ging, um den vielen Bekannten, welche sich auf der Piazza befanden, auszuweichen, gewahrte sie Bratti mit einem ganzen Stoß Zettel, welche er gegen kleine Münze den Vorbeigehenden zu überlassen schien. Sie war mit dem Volksleben in Florenz zu bekannt, als daß sie Bratti nicht hätte kennen sollen, und sie sagte daher, sich zu ihm wendend: „Habt Ihr zwei Gattungen Zettel, Bratti? so gebt sie mir rasch."

„Zwei Gattungen," sagte Bratti, die nassen Bogen, die Romola's Geduld auf eine harte Probe setzten, auseinandernehmend, „hier ist „Gesetz" und hier die „Gerechtigkeit."

„Von welchen setzt Ihr am meisten ab?"

„Gerechtigkeit" geht am schnellsten ab, deshalb habe ich den Preis auf zwei Danari aufgeschlagen. Aber dann bedachte ich mich, daß das „Gesetz" auch eine gute Waare sei, was eben so gut einen Anspruch auf Bezahlung hat, wie „Gerechtigkeit", denn man

speichert keinen Ueberfluß durch wohlfeile Gegenstände auf, und wenn ich das „Gesetz" für einen Danaro verkaufte, so würde ich ihm ein Unrecht zufügen. Ich bin aber ein rechtlicher Handelsmann. „Gesetz" oder „Gerechtigkeit", Beide gelten mir ganz gleich, Beide sind gute Waare. Ich habe Beide umsonst bekommen, und verkaufe sie mit kleinem Verdienst. Ihr werdet aber mehr als eins von jeder Gattung gebrauchen?"

„Nein, nein! hier ist ein weißer Quattrino für die Beiden," sagte Romola, die Zettel zusammenfaltend und von dannen eilend.

Es währte nicht lange, bis sie am Außenkloster von San Marco war, wo Fra Salvestro sie am Kreuzgang erwartete, aber ihren leisen Schritt nicht hörte. Er plauderte, seiner Gewohnheit nach, mit einigen Laien, die ihn besuchten, denn unter dem Schutze einer dem Frate zugethanen Regierung verschwand nach und nach die dem ersten Eindruck des Bannstrahls folgende Scheu, das Kloster San Marco zu besuchen. In einem dieser weltlichen Gäste entdeckte sie einen wohlbekannten Genossen Francesco Valori's, der Andrea Cambini hieß und mit nachdrücklichen Gebärden etwas erzählte oder erklärte, während Fra Salvestro mit jenen Mienen gemeiner Neugier zuhörte, welche zeigen, daß es dem Zuhörer mehr um Neuigkeiten, als um deren Werth zu thun ist. Dieser ihr von jeher widerliche Charakterzug ihres Beichtvaters, erbitterte sie in diesem Augenblick um so mehr, als einzelne unzusammenhängende Worte,

welche zu ihren Ohren drangen, ihr bewiesen, daß Cambini etwas das Schicksal der Verschwörer Betreffendes erzählte. Sie mochte sich dieser Gruppe nicht nähern, sondern wandte sich, als sie sah, daß Fra Salvestro sie bemerkt hatte, der Thür des Kapitelhauses zu, während er, ihr ein Zeichen des Einverständnisses gebend, im innern Kloster verschwand. Ein Laienbruder stand bereit, ihr die Thür des Kapitelhauses zu öffnen, und schloß dieselbe wieder, nachdem sie eingetreten war.

Wiederum von diesen Frescofiguren angeblickt, welche mit ihr beim Tode ihres Bruders Dino zu trauern geschienen hatten, mußte nothwendig ein Theil jenes Auftritts wieder vor ihre Seele treten, aber die dringende Beschäftigung ihres Geistes mit der Gegenwart machte die Erinnerung weniger zu einem Rückblick, als zu einer unbestimmten Wiederkehr von Eindrücken, die sich mit der Furcht, welche sie bewegte, vermischten, als ob ihre gegenwärtige Angst ein Wiederaufleben des lebhaften Sehnens sei, welches sie einst mit an diesen Ort gebracht hatte — aber nur, um von einer marmorstarren Härte vertrieben zu werden. Sie ließ diese Erinnerung sich nicht klarer entwickeln, sondern öffnete alsbald die Zettel, indem sie glaubte, dieselben lesen zu können, ehe Fra Girolamo erschiene. Als sie aber den einen derselben, welcher die Aufrechthaltung des Gesetzes befürwortete, zu Ende gelesen hatte, öffnete sich die Thür und sie stand, die Papiere zusammenfaltend, erwartungsvoll da.

Als der Mönch eintrat, kniete sie, wie Alle, die ihn allein sprachen, zu thun pflegten, vor ihm nieder; nachdem er sie aber zum Gruß gesegnet hatte, erhob sie sich und stand, einige wenige Schritte von ihm entfernt, aufrecht da. In Folge der Abgeschiedenheit, in welcher er nach seiner Excommunication lebte, hatte sie ihn ungewöhnlich lange nicht gesehen, und die letzten Monate hatten die Spuren übertriebener geistiger Thätigkeit und körperlicher Kasteiung seinen Zügen noch tiefer eingeprägt, und dennoch fiel diese Veränderung Romola nicht so auf, als eine andere minder merkbare. War der Ausdruck ruhiger Erhebung und menschlichen Mitgefühls, welcher sie einst so tief ergriffen hatte, nicht mehr so deutlich als damals, oder weckte das Bewußtsein, daß er, was ihre Empfindungen für ihren Pathen betraf, ihr jetzt fern stand, die schlummernden Quellen der Entfremdung und schwächte ihr Gesicht? Vielleicht war Beides der Fall. Unsere Beziehungen zu Mitmenschen werden am öftesten durch zufällige Strömungen dieser Art bedingt; die unverzeihliche Rede oder That kommen selten zum Vorschein, bis Liebe oder Achtung bereits durch eine Reihe wiederholter Entschuldigungen abgeschwächt sind.

Es war nicht zu bestreiten, daß Savonarola's Blick auf Romola etwas von jener durch selbstische Voreingenommenheit hervorgebrachten Härte besaß. Er errieth, daß die Zusammenkunft, um welche sie ihn hatte ersuchen lassen, sich auf das Schicksal der Verschwörer beziehen würde — ein Gegenstand, bei

dem er schon innere Mahnungen hatte ersticken müssen, Mahnungen, die, wenn sie von außen her wieder ermuthigt würden, leicht wieder laut werden konnten. In seiner Zelle bei der Durchsicht der Correcturbogen seines Werkes: „Triumph des Kreuzes" sitzend, war es leichter, bei dem Entschlusse vollständiger Neutralität zu beharren.

„Es ist," hub er in einem, mehr aus Selbstbeherrschung, als aus unmittelbarer Neigung, milden Tone an, „ohne Zweifel eine wichtige Angelegenheit, meine Tochter, in der Ihr mich zu sprechen wünschtet; ich weiß, Ihr seid nicht gewohnt, auf Kleinigkeiten ein Gewicht zu legen."

„Ihr wißt, um was es sich handelt, mein Vater, noch ehe ich es Euch sage," erwiderte Romola, alles Andere vergessend, sobald sie ihren Antrag vorzubringen begann, „Ihr wißt, was mir am Herzen liegt, es ist das Leben des Greises, den ich vor Allem in der Welt liebe. Der Gedanke an ihn ist dem Gedanken an meinen Vater auf's Innigste verbunden gewesen, so lange ich denken kann. Das ist meine Befugniß, zu Euch zu kommen, selbst wenn mein Kommen unnöthig gewesen sein sollte. Vielleicht ist dem auch so; vielleicht habt Ihr es schon bei Euch beschlossen, daß Eure Gewalt über die Herzen der Menschen dahin verwendet werden soll, sie zu verhindern, den Florentinern ein Recht zu verweigern, welches Ihr selbst geholfen habt für sie zu erringen."

„Ich mische mich nicht in die Angelegenheiten des Staates, meine Tochter," sagte Fra Girolamo,

durchaus nicht gewillt, äußerlich eine Verhandlung wieder zu eröffnen, die er bereits in seinem Innern erschöpft hatte. „Ich habe gepredigt und mich abgemüht, daß Florenz eine gute Regierung haben soll, denn eine gute Regierung ist nothwendig zur Vollendung eines christlichen Lebens; aber ich lasse mich nicht auf besondere Angelegenheiten ein, deren Verwaltung das Amt erfahrener Bürger ist.“

„Sicherlich, mein Vater!“ hier brach Romola ab. Sie hatte diese Worte fast heftig geäußert, wurde aber durch die Gegenbewegung, daß sie sich in einer tadelnden Haltung dem Mann gegenüber befand, der ihr Führer und die Quelle ihrer Kraft gewesen war, zurückgehalten. Indem sie sich gegen ihn empörte, verletzte sie ihre eigene Hochachtung.

Savonarola war zu scharfsichtig, um nicht etwas von dem Widerstreit ihrer Gefühle, der sie inne halten ließ, zu errathen; er war zu edel, um absichtlich in einer ruhigen Unterredung die selbstrechtfertigende ausweichende Haltung anzunehmen, zu welcher er mitunter öffentlich durch die drängende Leidenschaftlichkeit des Redners getrieben wurde.

„Sprecht es aus, was Ihr auf dem Herzen habt; sprecht es aus, meine Tochter!“ sagte er, die Arme über einander gelegt und sie mit ruhiger Erwartung anblickend.

„Ich wollte sagen, mein Vater, daß diese Angelegenheit sicher doch von gewichtigerem Interesse ist, als so manche, über die ich Euch mit Wärme sprechen und verhandeln hörte. Wenn es Euch zu-

kam, darauf zu dringen, daß Menschen, die wegen Verbrechen gegen den Staat verurteilt wurden, das Recht haben sollten, an den Großen Rath zu appelliren, wenn" — und hier ward Romola wieder leidenschaftlicher — „Ihr es Euch als einen Ruhm anrechnet, dieses Recht für sie errungen zu haben, darf es Euch dann minder zukommen, dagegen aufzutreten, daß dieses Recht fast den Ersten, die dasselbe in Anspruch nehmen, entzogen werde? Wahrhaftig, das hat mehr mit dem christlichen Leben zu thun, als ob Ihr voraus wüßtet, daß der Dauphin sterben oder ob Pisa erobert werden würde."

Ein fast unbemerkbares Zucken, wie von unterdrücktem Schmerz, spielte um Savonarola's kräftige Lippen, ehe er wieder das Wort nahm:

„Meine Tochter, ich spreche, wie es mir gegeben ist zu sprechen; ich bin nicht Herr der Zeiten, wo ich das Mittel des den gewöhnlichen Menschenverstand übersteigenden Wissens werden werde. In diesem Falle bin ich in nichts mehr erleuchtet, als was die Klugheit denen eingeben kann, welche mit der Sicherheit des Staats betraut sind. Was das Appellationsedict gegen die „sechs Stimmen" betrifft, so habe ich mich bestrebt dasselbe zu erwirken, damit kein Florentiner Hab' und Gut und Leib und Leben durch den persönlichen Haß einiger Weniger, die etwa an der Regierung wären, verlieren möge; aber diese fünf Männer, welche eine freie Regierung stürzen und einen entsittlichten Tyrannen wieder ein=

setzen wollten, sind unter der Zustimmung einer großen Versammlung ihrer Mitbürger verurteilt worden. Sie weigerten sich anfänglich, ihre Sache vor den Großen Rath bringen zu lassen; sie haben also das Appellationsrecht eingebüßt."

„Wie können sie es eingebüßt haben?" fragte Romola, „es ist das Recht, gegen eine Verurteilung die Berufung einzulegen, und sie sind bis jetzt nicht verurteilt gewesen, und verzeiht, mein Vater! aber es ist der persönliche Haß, der ihnen diese Appellation verweigern will, es ist die Gewaltthätigkeit der Wenigen, welche die Uebrigen einschüchtert; warum wäre sonst die Versammlung gleich wieder geschiedener Meinung gewesen, nachdem sie eben dem Anscheine nach einig gewesen war? Und wenn etwas gegen die Beobachtung des Gesetzes in's Gewicht fällt, so möge dieses dafür sprechen, daß Ihr vor allen anderen Dingen gepredigt habt, wie dieser Parteistreitigkeiten willen dem Haß und dem Blutvergießen nicht Raum gegeben werden solle, so daß die persönliche Feindschaft sich nicht in öffentlichen Handlungen zu zeigen Gelegenheit finden könne. Mein Vater, Ihr wißt es ganz genau, daß hier Privathaß im Spiele ist; wird es Euch nicht entehren, wenn Ihr Euch nicht auf die Seite der Milde schlagt, wo so Viele sind, welche meinen, daß dies auch die Seite des Rechts und der Gerechtigkeit ist?"

„Meine Tochter!" sagte Fra Girolamo sichtlicher bewegt als vorher, „es giebt eine Milde, welche Schwäche, ja sogar Verrath an dem allgemeinen

Wohl ist. Die Sicherheit des florentinischen Staats, welche sogar mehr bedeutet als das Wohlergehen der Florentiner, erheischt jetzt Strenge, wie sie einstmals Milde erheischte. Diese Männer sind nicht nur für ein begangenes, sondern auch für ein erst zur Ausführung kommen sollendes Complot verurteilt, und die Pläne, welche zu dessen Ausführung dienen sollten, sind nicht bei Seite gelegt worden; der Tyrann sammelt wiederum seine Streitkräfte in der Romagna, und die Feinde unserer Stadt, welche die höchsten Plätze in Italien einnehmen, sind bereit, jeden Stein, der Florenz vernichten kann, auf uns zu schleudern."

„Welches Complot?" fragte Romola erröthend und vor bestürztem Staunen bebend.

„Ihr habt da Papiere in der Hand, wie ich sehe," antwortete Fra Girolamo, auf die Zettel deutend, „einer derselben dürfte Euch vielleicht sagen, daß die Regierung neue Berichte erhalten hat."

Romola öffnete rasch den Zettel, den sie noch nicht gelesen hatte, und sah, daß die Regierung schlagende Beweise eines zweiten Anschlags besaß, der in dem jetzigen Augustmonate ausgeführt werden sollte. Ihr war es, als lese sie die Bestätigung, daß Tito seine Sicherheit schändlichen Mitteln verdankte; sein vorgeblicher Wunsch, daß der Mönch sich für die Verurteilten verwenden solle, gab dieser traurigen Ueberzeugung nur neue Nahrung. Sie zerknitterte das Papier in der Hand und sagte mit erneuter Heftigkeit, gegen Savonarola gewendet:

„Mein Vater, welche Sicherheit kann es für Florenz geben, wenn der elendeste Mensch immer unbestraft davonkommen kann? und," fuhr sie fort, indem eine plötzliche Erinnerung bei dem Gedanken an ihren Gatten in ihr aufstieg, „habt Ihr nicht selbst diese Täuschung, welche das Leben in Florenz verderbt, ermuthigt, indem Ihr verlangtet, daß dem Lorenzo Tornabuoni immer mehr Gunst erzeigt werden sollte, diesem falschen Menschen, der Euch unter der Larve der Zuneigung schmeichelte, während mein Pathe stets ein redlicher Mann war? fragt ganz Florenz, wer von diesen fünf Männern das treueste Herz hat, und nur Wenige werden einen andern Namen nennen als den Bernardo's del Nero. Ihr habt schon einmal bei Francesco Valori ein Wort für einen Gefangenen eingelegt, waret also nicht neutral; und Ihr wißt, daß Euer Wort mächtig ist."

„Ich wünsche Bernardo's Tod nicht," sagte Savonarola tief erröthend, „es würde genügen, wenn man ihn aus der Stadt entfernte."

„Warum sprecht Ihr denn nicht, einen alten fünfundsiebzigjährigen Mann von einem schmachvollen Tode zu erretten, ihm wenigstens die Wohlthat des Gesetzes zukommen zu lassen?" rief Romola, deren Heftigkeit so aufgeregt war, daß sie Alles vergaß, nur nicht ihre Entrüstung, „Ihr fühlt nicht die Verpflichtung, neutral zu bleiben, warum hättet Ihr sonst zu Gunsten Lorenzo Tornabuoni's gesprochen? Ihr thatet das, weil er freundlich gesinnt für San Marco ist, mein Pathe aber heuchelt keine Freund=

schaft. Wenn mein Pathe also sterben soll, so stirbt er nicht, weil er ein Medicäer ist, sondern weil Ihr ihn nicht liebt."

Als Romola, deren Wangen glühten und deren Lippen bebten, inne hielt, herrschte das tiefste Schweigen. Indem sie Fra Girolamo regungslos vor sich stehen sah, war es ihr, als höre sie ihre eigenen Worte noch einmal — Worte, die in diesem Widerhall des Bewußtseins in seltsamen, peinlichen Widersprüchen mit den Erinnerungen, die seine Anwesenheit bei ihr hervorrief, zu stehen schienen. Die Augenblicke des Schweigens dehnten sich durch die innere zunehmende Zerknirschung und den Zweifel an sich selbst. Sie hatte in ihrer Leidenschaftlichkeit eine Entweihung verübt. Und selbst das Gefühl, daß sie nichts von ihrer Anklage zurücknehmen, daß ihr Geist sich nicht der Verneinung Savonarola's unterwerfen könne, machte es ihr zur Nothwendigkeit, jene Erinnerungen der Ehrfurcht zu befriedigen. Mit einer raschen Bewegung gegen ihn sagte sie:

„Verzeiht mir, mein Vater; es thut mir weh, diese Worte gesprochen zu haben, aber ich kann nicht umhin zu reden. Ich bin, mit Euch verglichen, schwach und gering; Ihr verliehet mir Licht und Kraft, aber ich unterwarf mich, weil ich die dargebotene Kraft empfand, weil ich das Licht sah, jetzt hingegen kann ich es nicht sehen. Mein Vater, Ihr selbst habt gesagt, daß ein Augenblick kommt, wo die Seele keinen anderen Führer als die innere Stimme haben darf,

um zu verkünden, ob der geweihte Gegenstand heilige Tugend besitzt — und deshalb muß ich reden."

Savonarola besaß jene leicht erregbare Empfindlichkeit gegen Widerstand, die unzertrennlich von einem machtliebenden und gewaltigen Charakter ist, der hohe Zwecke verfolgt, welche einen Widerschein der Größe auf die Mittel, durch die sie erreicht werden sollen, werfen. Seine Predigten enthalten viel von dieser rothen Flamme. Selbst wenn er ein geringerer Mensch gewesen wäre, so müßte seine Empfindlichkeit über Romola's anklägerische Freiheit empört gewesen sein, eine Freiheit, die im grellsten Widerspruche zu der Unterwürfigkeit, an die er von seinen Schülern gewöhnt war, stand. In diesem Augenblicke aber wurden dergleichen Empfindungen durch den harten Kampf aufgehoben, der die Hälfte seiner Lebenstragödie ausmachte — den Kampf einer, von nie zu stillendem Hunger nach Reinheit und Einfalt besessenen, aber in einem Netze egoistischer Ansprüche, falscher Begriffe und schwieriger äußerer, Einfalt unmöglichmachenden Verhältnisse, verstrickten Seele. Alle Andeutungen in Romola's tadelnden Worten tief empfindend, warf er, wie er dies schon früher gethan hatte, einen raschen Ueberblick über die Wege, die ihm offen standen und über den Ausgang. Es lag aber hier eine Frage vor, bei welcher Beweise nur insofern entscheidend sein konnten, als sie mit Empfindungen versetzt waren, und er hatte keinen Eindruck empfangen, der seine Ansichten zu ändern vermochte. Er blickte Romola an und sagte:

„Ihr habt meine vollste Vergebung für Eure Offenheit, meine Tochter. Ich weiß, daß Ihr aus der Fülle Eurer Verwandtenliebe sprecht; aber diese Neigungen müssen den Forderungen des Staates weichen. Wenn die Männer, die genau mit den Staatsangelegenheiten bekannt sind, annehmen, was sie, wie ich höre, thun, daß die öffentliche Sicherheit die schärfste Strafe des Gesetzes für die fünf Verschwörer erheischt, so habe ich keinen Einfluß auf ihre Ansicht, da ich solchen Angelegenheiten ganz fern stehe."

„Ihr wünscht also, daß sie sterben sollen? Ihr wünscht, daß ihnen die Appellation verweigert werde?" fragte Romola, von Neuem zurückgestoßen durch eine Rechtfertigung, die ihr eher als eine Ausflucht erschien.

„Ich habe es bereits gesagt, daß ich ihren Tod nicht wünsche."

„Also," rief Romola, deren Entrüstung sich auf's Neue Bahn brach, „ist es Euch gleichgültig, wenn Florentiner ein Todesurteil fällen, das Ihr nicht wünscht und gegen welches Ihr hättet protestiren, welches Ihr hättet mit verhindern können, indem Ihr auf die Erfüllung eines Gesetzes dranget, dessen Einführung Ihr für gut hieltet. Mein Vater, Ihr standet doch sonst diesen Angelegenheiten nicht fern, Ihr pflegtet nicht von dem Protestiren zurück zu treten. Sagt nicht, daß Ihr nicht protestiren könnt, wo es Menschenleben gilt, sagt lieber: Ihr wünschet ihren Tod, sagt lieber: Ihr betrachtet es als ein Glück

für Florenz, wenn noch mehr Blut vergossen, noch mehr Haß aufgestachelt wird. Wird der Tod von fünf Medicäern den Parteikämpfen in Florenz ein Ende machen? wird der Tod eines edlen Greises, wie Bernardo del Nero, eine Stadt retten, in der Männer wie Dolfo Spini leben?"

„Genug, meine Tochter, genug! die Sache der Freiheit, welche die Sache des Reichs Gottes auf Erden ist, wird oft von den Feinden am meisten gefährdet, welche die Macht gewisser Menschentugenden in sich haben. Der schlechteste Mensch ist oft nicht das unüberwindlichste Hinderniß für den Triumph des Guten."

„Warum wiederholt Ihr denn, daß Ihr meines Pathen Tod nicht wünscht?" rief Romola zwischen Zorn und Verzweiflung getheilt, „warum sagt Ihr nicht gleich, Ihr haltet es für nöthiger, daß er sterbe, weil er der Bessere ist; ich kann Eure Gedanken nicht entwirren, mein Vater; ich kann die wahre Stimme Eures Verstandes und Gewissens nicht vernehmen."

Es entstand eine augenblickliche Pause; dann sagte Savonarola mit lebhafterer Bewegung als er bisher gezeigt hatte:

„Seid dankbar, meine Tochter, wenn Eurer Seele die bange Verwirrung erspart worden ist, und verurteilt Die nicht, denen ein härteres Loos zu Theil ward. Ihr sehet nur einen Grund der Handlung in dieser Angelegenheit, aber ich sehe deren viele, und muß den wählen, welcher das mir aufgetragene

Werk fördert. Dem Ziele, das ich erstrebe, müssen alle kleineren Rücksichten geopfert werden. Der Tod von fünf Menschen, und wenn sie selbst minder schuldig wären, als diese, wiegt leicht gegen die Auflehnung verderbter Tyrannen, welche das Leben Italiens ersticken und die Fäulniß der Kirche hegen und pflegen, er wiegt leicht gegen die Förderung des Reichs Gottes auf Erden, den Zweck, für den ich lebe und mit Freuden sterbe."

Unter anderen Umständen würde Romola Theilnahme für die Berufung zu Anfang von Savonarola's Rede gehegt haben; jetzt aber war sie dermaßen im feindlichen Gegensatz zu ihm, daß das, was er bange Verwirrung nannte, ihr als Sophisterei und Falschheit erschien; und als er in seiner Rede fortfuhr, dienten seine Worte nur dazu, die Flamme der Entrüstung zu nähren, welche jetzt wieder heller, als je zuvor, die Erinnerung an alle seine Irrthümer beleuchtete, und ihren Glauben an ihn, ihr als eine blödsichtige Täuschung erscheinen ließ. Sie sagte, fast mit Bitterkeit:

„Wißt Ihr denn so genau, mein Vater, was Gottes Reich fördern wird, daß Ihr es wagt, die Bitte um Milde, um Gerechtigkeit, um Treue gegen Eure eigenen Lehren zu verachten? Hat der König von Frankreich Italien denn verjüngt? Hütet Euch, mein Vater, daß Eure Feinde nicht Recht haben, wenn sie sagen, daß Ihr in Euren Visionen Dessen, was das Reich Gottes fördern soll, nur das seht, was Eure Partei kräftigen soll."

„Und das ist wahr!" rief Savonarola mit flammenden Augen. Romola's Stimme war ihm in diesem Augenblicke als die Stimme seiner Feinde erschienen, „die Sache meiner Partei ist die Sache des Reichs Gottes!"

„Daran glaube ich nicht," rief Romola, während ihr ganzer Körper vor Widerwillen bebte, „das Reich Gottes ist etwas größer — sonst, laßt mich draußen bleiben bei den Wesen, die ich liebe."

Das Antlitz Beider glühte, jedes in entgegengesetzter Aufregung, jedes in entgegengesetzter Ueberzeugung. Weitere Worte waren unmöglich. Romola verhüllte eilig ihr Haupt und entfernte sich schweigend.

Sechszigstes Capitel.

Das Schaffot.

Drei Tage später warf der Mond, der eben um Mitternacht hinter den Gebäuden auf der Piazza dem alten Palaste gegenüber emporstieg, nicht das gewöhnliche helle Licht und den tiefen Schatten auf das Straßenpflaster. Man sah auf diesem keine Handbreite Steine, sondern lediglich eine sich eifrig drängende Menge. Statt des Hintergrundes voll Schweigen, in welchem die stampfenden Tritte und summenden

Stimmen, das Lauteklimpern oder die eilenden Schritte der vielen nächtlichen Wanderer in Florenz auffallend laut hervortraten, war jetzt ein Hintergrund von Toben, von Geschrei und Flüchen, Stampfen und Stoßen und von Zeit zu Zeit von Geklirr von Waffen, aus welchem Allem heraus man nichts als dann und wann einen gellenden Schrei oder den tief verklingenden Ton einer Glocke hörte.

Fast Alles, was sich zum Publikum von Florenz zählen konnte, war um diese Stunde wach und entweder innerhalb dieser Piazza eingepfercht oder sich drängend, um dahin zu gelangen. Innerhalb des Palastes selbst waren im Rathszimmer noch alle ersten Magistratspersonen, die achtzig Senatoren und die übrigen Mitglieder des Bürgerausschusses versammelt, welche stundenlang beim Lichte des Tages und der Fackeln in heftigen Verhandlungen begriffen gewesen waren, ob die Appellation gewährt oder das Todesurteil alsbald an den Gefangenen vollstreckt werden solle, um den gefährlichen Folgen des Aufschubs vorzubeugen. Diese Verhandlungen hatten so sehr den Charakter eines wilden Streites gehabt, daß der Lärm aus dem Rathszimmer bis zu den Ohren des Volks draußen gedrungen war. Erst in der letzten Stunde war die Frage entschieden worden. Die Signoria war getheilter Meinung gewesen; vier von ihnen erklärten sich standhaft zu Gunsten der Appellation, trotz des sehr kräftigen Grundes, daß, wenn sie nicht nachgäben, ihre Häuser geplündert werden würden, bis endlich Francesco Valori in einer kurzen, aber wü-

thenden Rede die Entschlossenheit seiner Partei in schrecklicher Deutlichkeit durch die Erklärung darthat, daß, wenn die Signoria nicht die Freiheiten des florentinischen Volks schütze, indem sie diese fünf verrätherischen Bürger hinrichten ließe, es wol nicht an Anderen fehlen würde, welche die Sache, zum Verderben Derer, die sich widersetzten, in die Hand nähmen. Der florentinische Cato siegte. Als die Stimmen von Neuem gezählt wurden, kamen die vier widerspänstigen weißen Bohnen nicht wieder zum Vorschein, sondern alle neun waren verhängnißvoll schwarze und entschieden den sofortigen Tod der fünf Gefangenen — sie entschieden aber auch zugleich, wiewol stillschweigend und für spätere Zeit, den Tod Valori's.

Und jetzt wurden, während die acht Richter zum Bargello gingen, um die Vorbereitungen zur Hinrichtung anzuordnen, die fünf Verurteilten barfuß und in Eisen mitten durch den versammelten Rath geführt. Ihre Freunde hatten dieses bewirkt; mußten die Florentiner nicht durch die sichtbare Zusammenstellung so grausamer Schmach und zwei so ehrwürdiger Männer wie Bernardo del Nero und Niccolo Ridolfi, die ihrer Partei längst zugethan waren, ehe die neue Ordnung der Dinge die Mediciäer verdrängt hatte, oder zwei so glänzender, allgemein beliebter junger Männer, wie Tornabuoni und Pucci, die in Zukunft überall, wo die erste florentinische Gesellschaft beisammen sein würde, nothwendig fehlen mußten, von Mitleid bewegt werden? Es war aber vergebens,

denn das Mitleid, das jetzt noch erregt werden konnte, war von der hoffnungslosen Art, welche nicht zu befreien, sondern später zu rächen vermag.

Während jener Auftritt oben stattfand, stand Romola unten an einen der massiven Pfeiler im Hofe des Palastes gelehnt, den Augenblick erwartend, wo ihr Pathe auf seinem Wege zum Richtplatze erscheinen würde. Sie hatte durch kräftige Verwendung die Erlaubniß erhalten, ihn am Abende dieses Tages zu besuchen und bei ihm zu bleiben, bis das Gericht seinen endgültigen Entschluß gefaßt hatte; und jetzt wartete sie mit seinem Beichtvater, um der Wache zu folgen, die ihn nach dem Bargello führen sollte. Ihr Herz war entschlossen, bei dem alten kinderlosen Manne bis zum letzten Augenblicke auszuhalten, wie ihr Vater dies gleichfalls gethan haben würde, und sie hatte alle Gegenvorstellungen überwunden. Giovanni Battista Ridolfi, ein Schüler Savonarola's, der voll Bitterkeit des Herzens den Tod seines älteren Bruders Niccolo ansehen wollte, hatte ihr Schutz versprochen und stand jetzt neben ihr.

Auch Tito war im Palast, aber Romola hatte ihn nicht gesehen. Seit dem Abende des siebenzehnten hatten sie einander vermieden, und Tito schloß nur aus dem Berichte über die Neutralität des Mönchs, daß ihre Verwendung nutzlos gewesen war. Er war aber jetzt von florentinischen und fremden Beamten und Anderen, welche den Ausgang des so lange dauernden Gerichts abwarteten, umgeben, und hatte, ausgenommen wenn er angeredet

wurde, die zerknirschte Miene und das ernste Schweigen eines Menschen angenommen, den die Begebenheiten in die peinliche Lage eines Streites zwischen öffentlichen Pflichten und den eigenen Empfindungen bringen. Wenn man seiner Frau mit Beziehung auf diese Begebenheiten erwähnte, so gab er zu verstehen, daß in ihrer gewaltsamen Geistesaufregung die einfache Thatsache: daß er sein Amt unter einer, bei ihres Pathen Verurteilung betheiligten Regierung weiter behalte, in ihr eine krankhafte Feindseligkeit gegen ihn erregt habe, so daß er in ihrem Interesse für das Beste halte, sich ihr nicht zu nähern.

„Ah, das alte Blut der Bardi!" sagte Cennini achselzuckend, „es soll mich nicht wundern, wenn diese Begebenheit sie so wie nicht minder mehre Andere, die ich nennen könnte, der Partei des Mönchs abtrünnig macht."

„Es ist bei einer Frau, die sicherlich schön sein muß, da sie Messer Tito's Gattin ist, verzeihlich," bemerkte ein junger französischer Gesandter lächelnd und sich gegen Tito verneigend, „wenn sie glaubt, daß ihre Zuneigung dem Wohle des Staates vorgeht, und daß Niemand geköpft werden darf, der Jemandes Vetter ist; aber eine solche Ansicht darf bei der männlichen Bevölkerung nicht ermuthigt werden. Mir scheint, als ob Eure Verfassung in Florenz dadurch sehr geschwächt wird."

„Das ist wahr," sagte Niccolo Macchiavelli, „aber wo persönliche Bande so stark sind, muß man den Feindseligkeiten, die sie veranlassen, Rechnung

tragen. So manche dieser halbstrengen Maßregeln sind weiter nichts als heißblütige Irrthümer. Die einzig sicheren Schläge, die man Individuen und Parteien beibringen darf, sind solche, die so gewaltig sind, daß sie nicht mehr gerächt werden können."

„Niccolo!" rief Cennini, „in Deinen Reden liegt oft eine kluge Schlechtigkeit, welche mir Mißtrauen gegen Dein angenehmes junges Gesicht einflößt, als wäre dasselbe weiter nichts als eine Teufelslarve."

„Durchaus nicht, mein guter Domenico," entgegnete Macchiavelli lächelnd und seine Hand auf die Schulter des älteren Mannes legend, „der Teufel war ein Tölpel, ein Neuerer, der ein ungeheures Versehen beging. Hätte er seine Sache durchgesetzt, so würden wir Alle ihn angebetet haben und sein Bild wäre geschmeichelter gewesen."

„Nun gut," meinte Cennini, „ich sage nicht, daß Deine Philosovhie nicht zu gescheidt für den Teufel sei, sondern nur, daß sie scheußlich genug für ihn ist."

„Ich sage Euch," erwiderte Macchiavelli, „meine Philosophie ist die aller Menschen, welche einen Endzweck etwas weiter als ihre Nase suchen. Fragt unsern Mönch, unsern Propheten, wie seine allgemeine Verjüngung zu Stande gebracht werden soll. Er wird Euch antworten: Zuerst dadurch, daß wir eine freisinnige und reine Regierung bekommen; und da es scheint, daß dieses nicht geschehen kann, indem man allen Florentinern die Liebe zu einander einflößt, so muß es dadurch geschehen, daß man jeden

Kopf abschlägt, der durchaus im Wege ist. Nur wenn ein Mensch sich verhaßt macht, indem er eine Strenge gutheißt, die nicht so groß ist, daß sie Alles niederschlägt, begeht er einen Fehler, und ich ahne, daß der Frate etwas dem Aehnliches begangen hat. Es war eine Gelegenheit da, in der er hohen Ruhm hätte gewinnen können, wenn er alles Mögliche gethan hätte, die Appellation durchzusetzen, so aber hat er den Ruhm verloren und keine Macht gewonnen."

Ehe Jemand antworten konnte, kam die erwartete Anzeige, daß die Gefangenen im Begriff ständen, das Rathszimmer zu verlassen, und der größte Theil der Anwesenden eilte der Thür zu, um am leichtesten nach dem Bargello zu gelangen, indem sie sich der Wache der Gefangenen anschlossen; denn die Scene der Hinrichtung zog Diejenigen, welche von den tiefsten Leidenschaften, so wie Die, welche von der kältesten Neugierde bewegt wurden, an.

Tito war einer von Denen, die zurückblieben. Er besaß eine angeborene Abneigung gegen den Anblick von Leiden und Tod, und fünf Tage zuvor hatte er stets, so oft er an diese Hinrichtung als an ein mögliches Ereigniß dachte, gehofft, daß sie nicht stattfinden und daß Verbannung das höchste Ausmaß der Strafe sein würde; denn mehr verlangte seine persönliche Sicherheit nicht. Jetzt aber fühlte er, daß es eine sehr willkommene Bürgschaft für seinen Schutz sei, wenn er erfahren haben würde, daß Bernardo del Nero seinen Kopf nicht mehr auf den Schultern trüge. Die neue Kunde über, und die

neue Haltung gegen ihn, welche Romola ihm am Tage seiner Rückkehr gezeigt hatte, flößten ihm eine neue Furcht vor der Gewalt ein, die sie besaß, seine Stellung unsicher zu machen. Wenn irgend eine ihrer Handlungen es dahin brachte, ihn verdächtig oder verhaßt zu machen, so ahnte er nicht nur eine Vereitlung aller seiner Pläne, sondern sogar eine Vereitlung unter unliebsamen Umständen. Ihr Glaube an Baldassarre hatte ihre schwankenden Gefühle gegen fernere Unterwürfigkeit gepanzert, und wenn ihr Pathe am Leben blieb, so würde sie ihn leicht dahin bringen, ihre Ansicht zu theilen. Romola schien ihm mehr als je ein nicht zu handhabender Gegenstand in seinen Lebensschicksalen. War aber Bernardo del Nero todt, so würden muthmaßlich die Schwierigkeiten, die sie finden dürfte, sich ihrem Gatten zu widersetzen, ihrem scheuen Stolz unübersteiglich sein. Deshalb hatte Tito leichter aufgeathmet, als er erfuhr, daß die Acht zum Bargello gegangen waren, um die augenblickliche Errichtung des Schaffots anzuordnen. Außer Bernardo del Nero sollten noch vier Menschen, Tito's genaue Freunde und Verbündete, sterben. Aber die persönliche Sicherheit ist eine Gottheit, die zuweilen schlimme Anforderungen macht, und Tito fühlte, daß dieselben scheußlich waren; selbst bei seinem Trachten nach dem Angenehmen zwang ihm dies ungewöhnliche Leben den Wunsch nach Unangenehmem auf. Er hatte aber andere Erfahrungen dieser Art gehabt, und als er durch den offenen Thorweg das

Schlürfen vieler Schritte und das Klirren des Eisens auf den Treppen hörte, war er im Stande, die Fragen des jungen französischen Gesandten zu beantworten, ohne Anzeichen irgend einer anderen Empfindung als der, trauriger Ergebung in die Staatsnothwendigkeit zu verrathen.

Auch Romola vernahm jene Töne, als ob ihre Gehörnerven und alle Empfindungen in ihr wunderbar geschärft wären. Sie bedurfte keines Arms, der sie stützte; sie vergoß keine Zähren. Sie fühlte jene erhöhte Lebenskraft, welche über Kummer wie Freude gleich erhaben ist, und in welcher der Geist sich älteren Kräften verwandt fühlt, welche das Dasein vor dem Entstehen von Lust und Wehe in Bewegung setzten. Seitdem das Loos ihres Pathen entschieden war, hatten die früheren Gefühlskämpfe einer Verschmelzung ihres Ich's mit ihm in diesen entscheidenden Augenblicken Platz gemacht; ihr Inneres sprach für ihn, daß, wenn er auch die Strafe des Verraths erduldete, er doch nicht den Namen eines Verräthers verdiene; er war nur das Opfer eines Zusammenstoßes zweier entgegengesetzter Arten von Treue. Es war ihm nicht bestimmt, für die edlere Sache zu sterben, und doch war er wegen seines Edelmuthes gestorben. Er hätte ein minder hoher Charakter sein und es leichter finden können, diese Schuld nicht auf sich zu laden. Romola fühlte die volle Kraft jener Sympathie mit dem Geschick des Einzelnen, welche stets in Widerspruch zu den Vorschriften ist, nach denen Handlungen und Par=

teien beurteilt werden. Sie ging mit ihrem zweiten Vater den Weg zum Schaffot und stärkte sich, der Schande Trotz zu bieten durch das Bewußtsein, daß diese Schande unverdient war.

Der Weg war von dreihundert auf Francesco Valori's Befehl bewaffneten Wachen eingeschlossen, denn unter den offenen, bei dieser Begebenheit sich zeigenden Widersprüchen war einer der auffallendsten die angeblich einerseits herrschende Besorgniß über die Wuth des Volks gegen die Verschwörer, und die andererseits behauptete Unruhe wegen eines Versuchs, sie, inmitten einer feindseligen Menge, mit Gewalt zu befreien. Als sie im Hofe des Bargello angekommen waren, erhielten Romola und Bernardo's Beichtvater die Erlaubniß, einige Augenblicke zu ihm zu treten und Abschied von ihm zu nehmen. Viele Augen waren trotz des tumultuarischen Gedränges auf sie gerichtet, als der Greis, vergessend, daß seine Hände von Eisen gefesselt waren, dieselben gegen das goldhaarige, ihm zugeneigte Haupt ausstreckte, dann aber, diese Bewegung unterdrückend, sich vorüberbeugte und sie küßte. Sie ergriff die gefesselten Hände, als sie wieder herabsanken, und küßte sie wie ein Heiligthum.

„Meine arme Romola!" sagte Bernardo mit leiser Stimme, „ich sterbe ja nur, Du aber mußt leben, und ich bin nicht bei Dir, um Dir beizustehen."

„Ja," rief Romola hastig, „Ihr werdet mir beistehen — immer, immer! denn ich werde stets an Euch denken."

Man entfernte sie und führte sie die Treppen hinauf, welche zu der den weiten alten Hof umgebenden Loggia führten. Dort nahm sie, fest entschlossen zuzusehen bis zu dem Augenblicke, in welchem ihr Pathe sein Haupt auf den Block legen würde, ihren Platz ein. Während den Gefangenen einige Augenblicke mit ihren Beichtigern gestattet wurden, drängten sich die Zuschauer in den Hof, bis die Menge dicht um das schwarze Schaffot herum stand, und die in eisernen Klammern an den Pfeilern angebrachten Fackeln warfen ein unruhiges, unheimliches Licht, bald auf die theilnahmlosen steinernen Sculpturen, bald auf irgend ein vor unterdrückter Wuth oder unterdrücktem Schmerz bleiches Gesicht — das Gesicht irgend eines unter den vielen Verwandten der zum Tode Verurteilten, die zugegen waren, um ihre Todten in Empfang und mit sich nach Hause zu nehmen.

Romola's Antlitz zeichnete sich wie ein Marmorbild gegen den dunklen Bogen ab, als sie den Augenblick erwartete, wo ihr Pathe am Fuße des Schaffots erscheinen würde. Er sollte zuerst den Tod erleiden, und Battista Ridolfi, der neben ihr stand, hatte ihr versprochen, sie durch eine hinter ihnen befindliche Thüre fortzuführen, sobald sie den letzten Blick des Mannes gesehen haben würde, der der Einzige in der Welt gewesen war, welcher ihre mitleidsvolle Liebe zu ihrem Vater getheilt hatte. Und noch lag im Hintergrunde ihrer Seele die Möglichkeit, welche sich so gern zur Hoffnung gestaltet hätte, daß irgend

eine Hülfe kommen, daß sich irgend etwas ereignen möchte, wodurch dieses Schaffot unbefleckt vom Blute bleiben würde.

Eine geraume Zeit hindurch herrschte eine unaufhörliche Bewegung. Flackernde Lichter, wogende Häupter, verworrene Stimmen innerhalb des Hofes, und von außen her in denselben dringend. Es schien Romola, als befände sie sich in einem Sturm oder auf einem tobenden Meere, ohne sich um den Orkan zu kümmern, sondern ein Merkzeichen haltend, bis die Augen, die danach blickten, es nicht mehr suchen konnten.

Plötzlich trat eine Stille ein, und die Kerzen selbst schienen ruhig zu beben. Der Scharfrichter stand bereit auf dem Schaffot, das Bernardo del Nero mit langsamem, festem Schritt betrat. Romola machte keine sichtbare Bewegung, gab nicht den leisesten Ton von sich; sie stand fester da, um seine Festigkeit besorgt. Sie sah ihn stehen bleiben, das weiße Haupt aufgerichtet, während er mit lauter vernehmlicher Stimme sagte:

„Es ist nur eine kurze Spanne Lebenszeit, die mir meine Mitbürger genommen haben."

Sie bemerkte, daß er langsam um sich blickte, während er so sprach. Sie fühlte, wie seine Augen auf ihr ruhten und wie sie die Arme nach ihm ausstreckte. Dann sah sie nichts mehr, bis — wie es ihr schien, eine lange Zeit nachher — eine Stimme sagte: „Meine Tochter, es ist jetzt Alles in Frieden; ich kann Euch nach Hause geleiten."

Sie entblößte ihr Haupt und gewahrte in einem Gemach, in welchem noch andere ernste Männer mit gedämpfter Stimme flüsterten, den Beichtiger ihres Pathen neben ihr stehen.

„Ich bin bereit," antwortete sie emporschreckend, „laßt uns keine Zeit verlieren."

Sie glaubte, daß für sie alle Anhänglichkeit vorbei sei; ihre ganze Kraft mußte jetzt aufgeboten werden, einer Gewalt zu entfliehen, unter der sie schauderte.

Einundsechszigstes Capitel.

Meerfahrt.

Am achten Tage nach jener denkwürdigen Nacht stand Romola am Ufer des mittelländischen Meeres, das milde sommerliche Wogen der See oberhalb des, damals ein Fischerdorf bildenden Viareggio beobachtend.

Auf's Neue war sie aus Florenz geflüchtet, aber dieses Mal hatte keine bannende Stimme sie zurückgerufen; und wiederum trug sie das dunkle geistliche Gewand, aber dieses Mal mit ihrem wunden Herzen kehrte sie sich nicht daran, daß es eine Verkleidung war. Ein neuer Aufruhr, eine neue Verzweiflung hatte sich in ihr erhoben. Was war es ihr, ob sie dieses oder jenes Abzeichen trug, oder ob sie bei ihrem

eigenen Namen genannt wurde? Sie verzweifelte daran, eine bestimmte, diesem Namen zukommende Pflicht zu finden. Welche Macht gab es, die für sie jenes geheiligte erhabene Motiv schuf, das die Menschen Pflicht nennen, das aber keine innere Nöthigung, außer vermittelst einer äußeren Form gläubiger Liebe haben kann? Alle Bande gewaltiger Liebe waren gesprengt. In ihrer Ehe, dem erhabensten jener Bande, sah sie nicht mehr die mystische Einheit, welche ihre eigene Bürgschaft der Unauflösbarkeit ist, ja sie sah darin nicht einmal mehr eine freiwillige Verpflichtung; hatte sie nicht bewiesen, daß die Dinge, für die sie sich verbürgt hatte, unmöglich waren? Der Trieb, sich frei zu machen, war wieder mit überwältigender Kraft erwacht, und doch konnte die Freiheit nur ein Wechsel, ein Unglück sein. Für das Weib, welches einsieht, daß die Hauptverbindung ihres Lebens nichts weiter als ein Irrthum war, giebt es keinen Ersatz. Sie hatte ihren Kranz verloren. Das tiefste Geheimniß menschlicher Beglückung hatte sich ihr halb entdeckt, und war dann für immer entschwunden.

Und jetzt war auch Romola's kräftigste Stütze bei diesem tiefsten Kummer des Weibes von ihr gewichen. Die Vision eines großen Vorhabens, irgend eines Lebenszweckes, der das Dulden adeln und die gewöhnlichen Thaten eines Lebens im Staube mit göttlicher Gluth verklären konnte, war ihr jetzt in dem Bewußtsein einer Verwirrung in menschlichen Dingen verschwunden, die jedes Streben zu einem bloßen Zerren an verworrenen Fäden, jede Ge-

nossenschaft behufs des Widerstandes oder der Vertheidigung zur Unbilligkeit und Absonderung vom Ganzen machte. Wer war denn, genau genommen, der für sie den höchsten Heroismus, nicht den Heroismus harten, selbstbezähmenden Duldens, sondern den freiwilliger selbstaufopferungsvoller Liebe dargestellt hatte? Was war der Gegenstand, um dessen willen er gerungen hatte? Romola hatte ihren Glauben an Savonarola, die glühende Bewunderung für ihn verloren, welche sie seine Verirrungen vergessen und nur den großen Kreis der Bahn, die er durchschritt, beobachten ließ. Jetzt, da ihr lebendiges Gefühl für ihren Pathen sie mit dem Mönch verfeindet hatte, erblickte sie alle abstoßenden und widersinnigen Einzelheiten seiner Lehren mit einer peinlichen Klarheit, welche dieselben übertrieben vergrößerte. In der Bitterkeit ihrer Täuschung sagte sie, daß sein Streben nach Verjüngung der Kirche und der Welt weiter nichts sei, als ein Streben nach einem bloßen Namen, der am Ende nichts mehr bedeutete, als der Titel eines Buchs — einem Namen, welcher thatsächlich nicht nur die Maßregeln bedeutete, die seine Stellung in Florenz befestigen, ja oft nur bedenkliche Thaten und Worte, die seinen Einfluß vor den Folgen seiner eigenen Irrthümer schützen sollten. Und diese politische Reform, welche einst ihrem Leben ein neues Interesse verliehen hatte, schien jetzt zu engherzigen Plänen für die Sicherheit der Stadt Florenz, zu verächtlichen Widersprüchen mit den abwechselnden Be-

kenntnissen blinden Glaubens an die göttliche Für=
sorge zusammenzuschrumpfen.

Es war unvermeidlich, daß sie den Frate bei einer Frage persönlichen Duldens, welche sie mit den Augen ihrer subjectiven Zärtlichkeit, er mit den Augen objectiver Ueberzeugung betrachtete, unbillig beurteilte. In seiner Aussage, daß die Sache seiner Partei die Sache des Reichs Gottes sei, vernahm sie nur den Ton des Egoismus. Dergleichen Worte sind viel=
leicht selten ohne diesen geringeren in ihnen ruhenden Ton geäußert worden, aber sie sind die stillschwei=
gende Bedingung jeder energischen Ueberzeugung. Und wenn eine solche energische Ueberzeugung, die ein hohes und fernes Ziel verfolgt, oft Gefahr läuft, eine Teufelsanbetung zu werden, bei welcher der Gläubige Sohn und Tochter mit einer kaum einem Opfer gleichenden Bereitwilligkeit durch das Feuer gehen läßt, so hat auch das zarte Mitgefühl für den Nächsten seine Gefahren, und ist oft furchtsam und zweifelnd bei den höheren Zwecken, ohne die das Leben sich nie zur Religion erheben kann. Auf diese Art wurde die arme Romola von ihren Thränen ge=
blendet.

Niemand, der je erfahren hat, was es heißt, auf solche Weise den Glauben an den Nebenmenschen zu verlieren, den er innig geliebt und geehrt hat, wird leichthin behaupten, daß ein ähnlicher Schlag den Glauben an die unsichtbare Allgüte unerschüttert lassen kann. Mit der Abnahme des hohen mensch=
lichen Vertrauens nimmt auch die Würde des Lebens

ab; wir hören auf, an unser besseres Ich zu glauben, da auch dieses ein Theil der in unseren Augen entwürdigten Natur ist, und alle die feineren Triebe der Seele werden abgestumpft. Romola fühlte sogar die Quellen ihres einst so werkthätigen Mitleids mit Anderen versiegen und sich den unfruchtbaren egoistischen Klagen überlassen. Hatte nicht auch sie ihren Kummer gehabt? und wie Wenige hatten sich ihrer angenommen, während sie doch für so Viele gesorgt hatte! Sie hatte genug gethan; sie hatte nach dem Unmöglichen gestrebt, und war des erdrückenden tumultvollen Lebens müde. Sie sehnte sich nach der Ruhe im bloßen Empfinden, wovon sie oft in den schwülen Nachmittagen ihrer frühen Jugend geträumt hatte, als sie najadengleich auf den Wassern zu treiben gewähnt hatte.

Die hellen Wogen schienen sie einzuladen; sie wünschte sich auf ihnen betten und einschlummern zu können, und dann vom Schlaf in den Tod hinüber zu gleiten. Aber Romola konnte nicht so geradezu den Tod suchen, die Fülle ihres jungen Lebens widersetzte sich dem; sie konnte eben nur wünschen, daß der Tod kommen möge.

An dem Platze, an welchem sie stehen blieb, befand sich ein tiefer Einschnitt in's Land, und ein kleines Boot mit einem Segel war daselbst befestigt. In ihrer Sehnsucht, über die Wasser, die sich jetzt in den flachfallenden Sonnenstrahlen golden färbten, dahinzugleiten, dachte sie an eine Erzählung, welche zu denen gehörte, bei denen sie im Boccaccio am

liebsten verweilt hatte, wenn ihr Vater eingeschlafen war und sie von ihrem Sitz auf den Fußboden herniederglitt und das Decamerone las. Es war die Geschichte der schönen Gostanza, welche in ihrem Liebessiechthum nicht länger zu leben wünschte, aber da ihr der Muth fehlte, selbst Hand an ihr junges Leben zu legen, sich in ein Boot gesetzt hatte und der See zugetrieben war; dann, sich im Boot niederlegend, den Mantel um ihr Haupt geschlungen hatte, in der Hoffnung, Schiffbruch zu leiden, so daß ihre Furcht nichts helfen würde, dem Tode zu entfliehen. Diese Erinnerung war ein bloßer Gedanke in Romola's Seele geblieben, ohne zu einem bestimmten Wunsch zu werden; jetzt aber, als sie wieder in ihrem Auf- und Abgehen inne hielt, sah sie, sich schwarz gegen das röthliche Gold abzeichnend, ein zweites Boot mit einem Manne darin, welcher der Bucht zufuhr, wo das erstere, kleinere Boot lag. Wieder weiter gehend, sah sie endlich den Mann landen, sein Boot an's Ufer ziehen und dasselbe entladen. Vielleicht war er auch der Eigenthümer des kleineren Bootes; er konnte sich bald entfernen und mit ihm die Gelegenheit für sie, das kleinere Boot zu kaufen. Sie hatte sich noch nicht eingestanden, daß sie sich desselben bedienen wollte, sie fühlte aber eine plötzliche Lust, sich die Möglichkeit des Gebrauchs zu sichern — eine Lust, welche die halbunbewußte Umwandlung eines Gedankens in einen Wunsch verrieth.

„Gehört dieses kleine Boot Euch auch zu?"

fragte sie den Fischer, der, etwas erschrocken über die hohe dunkelgraue Gestalt, aufblickte, und der frommen, so geheimnißvoll in der abendlichen Einsamkeit umherwandernden Schwester seine Ehrfurcht bezeigte.

Es war allerdings sein Boot; ein altes, kaum mehr seehaltendes, doch für Jeden, der es kaufen wollte, der Ausbesserung werthes Fahrzeug. Durch den Segen San Antonio's, dessen Kapelle drüben im Dorfe stand, war sein Fischfang immer glücklich gewesen, und er hatte jetzt ein besseres Boot, das einst dem Gianni, der nun gestorben war, gehört hatte. Aber er hatte das alte noch nicht verkauft. Romola fragte ihn, was es werth sei, und warf, während er beschäftigt war, den Preis in ein kleines auf dem Boden liegendes und die Reste seiner Mittagsmahlzeit enthaltendes Säckchen. Hierauf beobachtete sie ihn, wie er sein Segel reffte, und fragte ihn, wie er es stellen würde, wenn er in See stechen wollte, und dann wartete sie, auf und ab gehend, bis er sich entfernt hatte.

Die Idee, in diesem Boote auf den dunkelnden Wellen davon zu gleiten, wurde mehr und mehr zu einem Sehnen, wie der Gedanke an einen kühlen Bach in der Schwüle zu einem brennenden Durst wird. Von der Bürde der Wahl befreit zu werden, wenn jeder Grund ihres Lebens zernichtet war, sich schlafend dem Schicksal zu überlassen, das ihr entweder den Tod oder neue Bedürfnisse, die ein neues Leben in ihr erwecken möchten, bringen würde —

das war ein Gedanke, der sie um so mehr anlockte, als die laue Abendluft ihr den Wunsch einflößte, in der stillen Einsamkeit auszuruhen, statt in das Geräusch und die Hitze des Dorfes zurückzukehren.

Endlich hatte der langsame Fischer alle seine Geräthschaften zusammengenommen und ging seines Weges. Rasch zog sich das Gold an Himmel und Meer zurück und ward immer matter, kein lebendes Wesen war in Sicht und man vernahm keinen Ton als das einschläfernde, eintönige Gemurmel der Wellen. In dieser See gab es keine Strömung, welche sie fortführen konnte, wenn sie auf deren Ebbe wartete, aber Romola glaubte, daß der Landwind aufspringe. Sie stieg in das Boot, machte das Segel los und befestigte es, wie sie es in diesem ersten kurzen Unterricht gelernt hatte. Sie sah, daß es den leichten Landwind fing, und das war Alles, was sie verlangte. Dann löste sie das Boot von der Vertauung, und versuchte es mit einem Ruder fortzubewegen, bis sie fern ab vom Land, und die See selbst schon im Westen dunkel war und die Sterne wie ein über den weiten Himmel zuckendes Leben aufgegangen waren. Endlich legte sie die Riemen nieder und warf ihre Kapuze zurück; indem sie das darunter befindliche, ihr Haar bindende Tuch abnahm, faltete sie Beides unter ihrem Kopfe, wie ein Kissen, auf einer der Bootsrippen zusammen. Ihr schönes Haupt war noch sehr jung und konnte ein hartes Kissen vertragen.

Und so lag sie, während die laue Nachtluft sie,

als sie über die Wasser dahinglitt und die immer tiefere Ruhe des Himmels betrachtete, anfächelte. Sie war jetzt allein; sie hatte sich von allen Anforderungen, selbst von der Last des Wählens, welche immer schwerer und schwerer drückt, wenn die Ansprüche ihre leitende Macht eingebüßt haben, frei gemacht.

Hatte sie irgend etwas dem Traume ihrer Jugend Aehnliches gefunden? Nein! Erinnerungen hingen an ihr wie das Gewicht gebrochener Schwingen, die nie wieder erhoben werden konnten — Erinnerungen an menschliche Theilnahme, welche selbst in ihrem Weh einen Durst zurückläßt, den zu stillen es der großen Mutter an Milch gebricht. Romola fühlte sich in diesen weiten Räumen von Luft und Meer verwaist. Sie las in dieser fernen symbolischen Schrift des Himmels keine an sie gesendete Botschaft der Liebe, und mit einem tiefen Seufzer wünschte sie in den Tod zu gleiten.

Sie zog von Neuem die Kapuze über das Haupt und bedeckte ihr Antlitz, die Dunkelheit dem Lichte der Sterne vorziehend, welches ihr wie das kalte Licht von Augen, die sie anstierten, ohne sie zu sehen, erschien. Sie fühlte jetzt, daß sie im Grabe sei, aber auch da keine Ruhe; sie berührte die Hände der geliebten Toden neben ihr, und suchte sie zu erwecken.

Zweiundsechszigstes Capitel.

Der Segen.

Gegen zehn Uhr Morgens, am siebenundzwanzigsten Februar wälzte sich der Strom der die Straßen von Florenz Durchziehenden ersichtlich nach San Marco zu. Es war der letzte Carnevalsmorgen, und Jedermann wußte, daß noch ein Freudenfeuer der Eitelkeiten dem alten Palaste gegenüber vorbereitet wurde; aber es war augenscheinlich, daß der Mittelpunkt des Volksinteresses jetzt anderswo lag.

Die Piazza di San Marco war von einer Menge besetzt, von der man keine andere Bewegung sah als die, welche vom Drängen Neuhinzugekommener herrührte, welche, wo sich nur eine Lücke zeigte, gewaltsam hineinzudringen versuchten; aber die Vorderreihen waren bereits eng geschlossen und widerstanden dem Druck. Diese Reihen umstanden der Kirche gegenüber eine halbkreisförmige Schranke, innerhalb welcher die Brüder Dominikaner von San Marco sich bereits versammelten.

Aber die interimistische, über der Kirchthür errichtete hölzerne Kanzel war noch leer. Sie sollte jedoch sogleich von dem Manne betreten werden, den der Befehl des Papstes von der Kanzel des Domes verbannt hatte, mit dem die übrigen Geistlichen in Florenz nicht verkehren, den die florentinischen Bürger

bei Strafe des Banns nicht anhören durften. Dieser Mann hatte gesagt: „Ein schlechter ungläubiger Papst, der den päpstlichen Stuhl durch Bestechungen bestiegen hat, ist nicht der Statthalter Christi! Seine Flüche sind zerbrochene Schwerter, er führt einen Griff ohne Klinge in der Hand. Seine Befehle streiten gegen das christliche Leben, es ist gerecht, ihnen nicht zu gehorchen, ja es ist ungerecht, ihnen zu gehorchen." — Und das Volk strömte noch immer herbei, ihn zu hören, wenn er in seiner Kirche von San Marco predigte, obgleich der Papst fürchterliche Drohungen über Florenz aussprach, wenn es nicht diesen verpesteten Schismatiker aufgäbe und ihn nach Rom schickte, auf daß er dort bekehrt würde, und doch empfing das Volk noch immer, wie es am heutigen Morgen der Fall war, das Abendmahl aus den excommunicirten Händen. Denn wie, wenn dieser Mönch wirklich eher über die himmlischen Blitzstrahlen zu gebieten hatte, als der officielle Nachfolger des heiligen Petrus? Es war dieses eine wichtige Frage, welche für die große Masse des Volks nicht durch die äußerste vom Mönche vorgeschlagene Prüfung, nämlich: was mit dem höchsten geistlichen Gesetz übereinstimmte und was nicht? zu entscheiden war. Nein, in einem solchen Falle würde Gott, wenn er den Frate zu seinem Propheten erwählt hatte, um den Hohenpriester, der das mystische Gewand unwürdig trug, zu tadeln, seine Wahl durch irgend ein unverkennbares Zeichen bezeugen. So lange der Glauben an den Propheten mit keinem

äußeren Unheil drohte, sondern eher noch die zuverlässige Hoffnung ganz ausnahmsweiser Sicherheit enthielt, bedurfte es keines solchen Zeichens; sein Predigen war eine Musik, nach deren Tönen das Volk den Weg, den es zu gehen wünschte, ging; jetzt aber, da der Glauben eine unmittelbare Schädigung ihres Handels, das Wanken der Stellung ihrer Stadt unter den übrigen italiänischen Staaten und ein Interdict gegen die Stadt bedeutete, entstand unvermeidlich die Frage: welches Wunder hast Du aufzuweisen? Erst langsam, dann immer rascher und rascher drang diese verhängnißvolle Frage zu Savonarola's Ohren; sie verlangte eine Antwort, äußerlich in der Erklärung, daß zur rechten Zeit das Wunder geschehen werde — innerlich in nicht ganz sicherem Glauben (denn welcher Glaube kann nicht wanken?), daß, wenn das Bedürfniß eines Wunders dringend würde, das Werk, welches er vorhatte, zu groß sei, als daß die göttliche Macht es unterbrechen würde. Sein Glauben wankte, aber nicht seine Rede; es ist das Loos jedes Menschen, der, um den großen Haufen zu befriedigen, sprechen muß, oft in Gemäßheit des Glaubens von gestern zu sprechen, und zwar in der Hoffnung, daß derselbe morgen wiederkehren werde.

Die hölzerne Kanzel war als Zurüstung für einen Auftritt, der wirklich eine Antwort auf die Ungeduld des Volkes nach irgend einer übernatürlichen Bürgschaft der Sendung des Propheten war, über der Kirchenthüre errichtet worden. Während

aber die Klostergeistlichen in schwarzen Mänteln eintraten und sich zurecht machten, waren die Gesichter der Menge noch nicht sehr eifrig der Kanzel zugekehrt; man fühlte, daß Savonarola noch nicht gleich erscheinen würde, sondern hatte ein Interesse daran, die verschiedenen Mönche herauszufinden, denn einige derselben gehörten vornehmen florentinischen Familien an. Viele Andere hatten Väter, Brüder oder Vettern unter den Handwerkern und Krämern, aus welchen der größte Theil der Versammlung bestand. Erst als die Zahl der Mönche vollständig war und sie ihre Bücher durcheinandergewühlt und zu singen begonnen hatten, hieß es im Volke: Jetzt wird Fra Girolamo gleich kommen.

Diese Erwartung, nicht aber irgend ein Zauber der bekannten Klagen der Psalmodie, bewirkte, daß Schweigen und Harren sich, wie ein bleich machendes feierliches Licht über die Menge der emporgerichteten, alle gegen die leere Kanzel gewendeten Gesichter ergoß.

Im nächsten Augenblicke aber war die Kanzel nicht mehr leer. Eine vom Kopf bis zu den Füßen in eine schwarze Kapuze und Kutte gehüllte Gestalt war hinaufgetreten und kniete mit gesenktem Haupt und abgewendetem Gesicht. Dem lebhaften Volk schien die Zeit lang zu werden, während die schwarze Gestalt kniete und die Mönche beteten. Aber die Stille wurde nicht unterbrochen, denn die Zwiesprach des Mönchs mit dem Himmel war für diese gemischte Menge noch mit elektrischer Scheu gefüllt,

so daß Diejenigen, welche bereits den Willen hegten, ihn zu steinigen, ihre Arme ermatten fühlten.

Endlich kam eine Bewegung in die Menge, indem Jeder seinen Nachbar mit einer kurzen, zitterespengleichen Berührung anzustoßen schien, wie wenn Leute, die auf irgend etwas am Himmel sichtbar werden Sollendes gewartet haben, plötzlich das Erwartete schweigend erscheinen sehen. Der Mönch hatte sich erhoben, wendete sich gegen das Volk und schob seine Kapuze theilweise zurück. Die eintönige Klage der Psalmodie war verstummt, und den in der Nähe der Kanzel Stehenden war es, als ob die Klänge, die eben ihr Ohr erfüllt hatten, plötzlich in der Gewalt von Savonarola's blitzenden Augen untergesunken wären, als er schweigend umherblickte. Dann streckte er seine Hände aus, welche in ihrer außerordentlichen Zartheit aus einem animalischen, zum Greifen bestimmten Werkzeug in Empfindungsorgane verklärt schienen, welche zu fein waren, um irgend einer gröberen Berührung zu bedürfen — Hände, die wie eine flehende Sprache aus dem Theil seiner Seele kamen, der von seinen strengen leidenschaftlichen, jetzt mit tieferen Linien um Mund und Stirn, als vierundvierzig Jahre eines gewöhnlichen Lebens zu ziehen pflegen, befurchten Gesicht verdeckt wurde.

Gleich indem er die Hände ausstreckte, sanken Einige aus den ersten Reihen der Anwesenden auf die Knie, und da und dort folgte irgend ein weiter entfernt stehender, andächtiger Anhänger ihrem Bei-

spiel, aber die größere Menge blieb stehen, Einige dem Antriebe widerstehend, vor diesem Excommunicirten zu knieen (denn konnte ihn nicht ein schreckliches Gericht selbst während des Segens ereilen?) — Andere von Verachtung und Haß gegen den ehrgeizigen Betrüger ergriffen, der dieses neue Schauspiel ersonnen hatte, vor dem sie aber nichts destoweniger sich unmächtig fühlten, wie vor dem Triumph irgend einer Mode.

Jetzt aber erhob sich die Stimme, zuerst klar und leise, die Worte der Absolution: „Misereatur vestri" aussprechend, und wieder fielen Mehre auf die Kniee; und als die Stimme immer lauter und klarer erscholl, wurden der aufgerichtet Stehenden immer weniger, bis sie bei den Worten: „Benedicat vos omnipotens Deus!" sich zu einem männlichen Aufschrei erhob, als ob sie ihre Macht zum Segnen, selbst unter den Klauen eines Dämons, der sie zu ersticken trachtete, beweisen wollte — sie erklang wie eine Posaune bis an die äußersten Enden der Piazza, und alle Häupter beugten sich vor ihr.

Nachdem Savonarola diesen Segen gesprochen hatte, kniete er selbst und verhüllte vor augenblicklicher Erschöpfung sein Antlitz. Dieses gewaltige Aufsprudeln von Aufregungen war ihm ein Lebensbedürfniß; er selbst hatte vor langer Zeit zum Volke gesagt: Ohne Predigen kann ich nicht leben! — aber es war ein Leben, das ihn zerstörte.

Einige Augenblicke später hatten Einige sich wieder erhoben, aber der größere Theil blieb in knieender

Stellung, und die Gesichter Aller waren gespannt auf ihn gerichtet. Er hatte eine Krystallschale, in welcher die geweihte Hostie lag, in die Hände genommen und redete das Volk an:

„Ihr erinnert Euch, meine Kinder, daß ich Euch vor drei Tagen gebeten habe, wenn ich dieses Sakrament Angesichts Eurer Aller in meinen Händen halte, zum Allerhöchsten zu flehen, daß, wenn mein Werk nicht von Ihm kommt, Er Sein Feuer schicken und mich vernichten möge, damit ich aus seinem Lichte, das ich durch meine Falschheit verhüllt habe, in die ewige Dunkelheit versinke. Ich flehe Euch jetzt wieder an, dieses Gebet zu verrichten, und zwar jetzt gleich zur Stelle."

Eine athemlose Stille herrschte; vielleicht betete Niemand ernstlich, wenn schon Einige im Geiste frommen Gehorsams einen Versuch dazu machten. Jeder fühlte vor allen Dingen, daß Savonarola betete — nicht mit lauter, aber in der weiten Stille deutlich vernehmbarer Stimme:

„Herr, wenn ich nicht mit aufrichtigem Geiste gearbeitet habe, wenn mein Wort nicht von Dir stammt, so schlage mich in diesem Augenblick mit Deinem Donner, und laß das Feuer Deines Zornes mich verzehren."

Er hielt inne und stand regungslos da, das heilige Mysterium in der Hand haltend, die Augen zum Himmel erhoben, und mit einer zitternden Aufregung in seinem ganzen Wesen. Unter allen übrigen Anwesenden regte sich und sprach Niemand, während

das Licht der Sonne, welches in der letzten Viertelstunde hier und da das Grau des Himmels durchbrochen hatte, jetzt nur von Zeit zu Zeit auf die Klostermauer Streifen warf, so daß mehre ängstliche Zuschauer furchtsam bebten. Bald aber theilte sich das trübe Grau immer mehr, und lieblich und schnell wie ein Lächeln ergoß sich ein Strom des Glanzes auf das Krystallgefäß, und verbreitete sich mit milder Verklärung über Savonarola's Antlitz.

Ein augenblicklicher Ruf tönte durch die ganze Piazza: „Da seht die Antwort!"

Der warme Glanz und der laute Ruf durchzuckten den Körper Savonarola's. Es war sein letzter Augenblick ungetrübten Triumphs, und in seiner verzückten Zuversicht fühlte er sich zu einem größeren, noch zukünftigen Augenblick erhoben, wo er vor einer Versammlung stände, welche die ganze Christenheit vorstellte, von der er wieder als der Bote erhabenster Gerechtigkeit erkannt und sich mit göttlicher Kraft erfüllt sehen würde. Es war nur ein Augenblick, welcher sich in dieser Ahnung ausbreitete. Während der Ruf noch in seinen Ohren tönte, kehrte er in die Kirche zurück, da er fühlte, daß er diese gewaltige Anspannung nicht länger ertragen könne.

Als der Frate aber verschwunden war, und das Sonnenlicht nichts Besonderes mehr in seiner Beleuchtung zu haben schien, sondern sich unparteiisch über alles Reine und Unreine ergoß, erhob sich zugleich mit der allgemeinen Bewegung ein Gewirre von Stimmen, in welchem gewisse starke Mißtöne

und verschiedene Tonarten von Gelächter darthaten, daß bei dem vorhergehenden Schweigen und allgemeinen Niederknieen Feindseligkeit und Hohn nur widerwillig einem augenblicklichen Zauber nachgegeben hatten.

„Mir kommt es vor, als ob der Beifall der Kritik weicht," sagte Tito, welcher diesen Auftritt mit großer Aufmerksamkeit von der oberen Loggia eines der Kirche gegenüberliegenden Hauses beobachtet hatte, „nichts destoweniger war es ein ergreifender Augenblick; wie, Messer Pietro? Fra Girolamo ist der Mann, Einem begreiflich zu machen, daß es eine Zeit gab, da die Mönchskutte noch mehr ein Symbol der Gewalt über die Gemüther der Männer, als über die Schlüssel zu den Speiseschränken der Weiber war."

„Gewiß," antwortete Pietro Cennini; „und bis ich einen Beweis gesehen habe, daß Fra Girolamo weit weniger Glauben an die Gerichte Gottes hat, als der gewöhnliche Schlag Menschen, statt beträchtlich mehr davon zu haben, werde ich nicht glauben, daß er dem Himmel auf solche Weise Trotz bieten würde, wenn seine Seele mit einer wissentlichen Lüge belastet wäre."

Dreiundsechszigstes Capitel.

Reifende Pläne.

Einen Monat nach diesem Carneval, eines Morgens gegen Ende des März, stieg Tito die marmornen Stufen des alten Palastes hinab, indem er einen gewichtigen Auftrag in San Marco auszurichten hatte. Aus irgend welchem Grunde wollte er nicht den kürzesten Weg einschlagen, der eine nur wenig ungerade Linie vom alten Palaste bildete, sondern lieber einen Umweg über die Piazza di Santa Croce machen, wo das Volk nach der Frühpredigt aus der Kirche strömen mußte.

Es war in der großen Kirche von Santa Croce, daß die tägliche Fastenpredigt die meisten Zuhörer herangezogen hatte: denn Savonarola's Stimme wurde selbst nicht mehr in seiner eigenen Kirche, in San Marco, vernommen, da eine feindselige Signoria ihm Schweigen auferlegt hatte, und zwar einem neuen Briefe vom Papste gehorchend, in welchem dieser die Stadt alsbald mit dem Interdict zu belegen drohte, wenn diesem „elenden Wurm" und „scheußlichen Götzenbilde" nicht das Predigen untersagt und er nach Rom gesendet würde, um Gnade zu bitten. Nächst dem Anhören Fra Girolamo's selbst war die aufregendste Beschäftigung in der Fastenzeit die: Widerlegungen und Beschimpfungen

seiner mit anzuhören. Diese Unterhaltung konnte man sich in Santa Croce verschaffen, wo der mit dem Abhalten der Fastenpredigten beauftragte Franziskaner sich erboten, seine Beweise dadurch zu erhärten, daß er mit Fra Girolamo durch's Feuer gehen wolle. Hatte jener schismatische Dominikaner nicht gesagt, daß seine prophetische Lehre zur rechten Zeit durch ein Wunder erprobt werden werde? Nun wohl, jetzt war die rechte Zeit gekommen. Savonarola solle durch's Feuer gehen, und wenn er unversehrt davon käme, so wäre der göttliche Ursprung seiner Lehre bewiesen; damit er aber keinen Vorwand habe, dieser Probe zu entgehen, erklärte der Franziskaner sich bereit, ein Opfer dieser erhabenen Logik zu werden und sich im Interesse des nothwendigen Untersatzes in der Prämisse verbrennen zu lassen.

Savonarola hatte, seiner Gewohnheit nach, von diesen Kanzelangriffen gar keine Notiz genommen. Aber nun war gerade der eifrige Prediger in Santa Croce kein anderer als der Fra Francesco di Puglia, der im vorigen Jahre in Prato eine ähnliche Herausforderung an Savonarola's glühenden Anhänger, Fra Domenico, hatte ergehen lassen, von seinen Oberen aber abberufen wurde, während die Hitze nur noch eine rednerische war. Der ehrliche Fra Domenico also, der den Weibern in der Via Cocornero Fastenpredigten hielt, hörte nicht so bald diese neue Herausforderung, als er auch schon den Handschuh für seinen Herrn und Meister aufnahm und

sich bereit erklärte, mit Fra Francesco durch's Feuer zu gehen. Schon fing das Volk an, ein lebhaftes Interesse an etwas zu nehmen, was ihnen eine bündige und leichte Methode des Beweises (für die, welche überzeugt werden sollten) schien, als Savonarola, recht wohl die Gefahren bemerkend, welche schon in der einfachen Besprechung des Falles lagen, dem Fra Domenico befahl, seine Annahme der Herausforderung zurückzuziehen, und sich die Sache vom Halse zu schaffen. Der Franziskaner erklärte sich zufrieden gestellt, da er seine Herausforderung nicht an einen Untergebenen, sondern an Fra Girolamo selbst gerichtet hatte.

Darauf hin war das Interesse des Volks an den Fastenpredigten etwas erschlafft; aber an diesem Morgen, als Tito die Piazza di Santa Croce betrat, fand er, seiner Erwartung gemäß, daß das Volk in großen Massen aus der Kirche herausströmte. Statt sich zu zerstreuen, thaten sich ihrer Viele an einem besondern Platze neben dem Eingange zum Franziskanerkloster zusammen, und Tito schlug dieselbe Richtung ein, nachlässig und gemächlich durch die Volksmenge schlendernd, aber ein wachsames Auge auf den Eingang zum Kloster gerichtet, als ob er erwartete, daß ein, ihm besonderes Interesse einflößender Gegenstand von dorther kommen werde.

Der Volkshaufe aber war nicht mit dergleichen Erwartungen beschäftigt; der Gegenstand, um den es sich für ihn handelte, war bereits in der Gestalt eines großen, auf Befehl der Signoria angeschlagenen

und mit einer sehr lesbaren amtlichen Handschrift versehenen Placats sichtbar. Die Neugierde wurde aber dadurch, daß das Manuscript hauptsächlich in lateinischer Sprache abgefaßt war, getäuscht, und obgleich fast Jedermann ungefähr wußte, was das Placat enthielt, wollte man doch noch genauer unterrichtet sein, und Einer ärgerte sich über die Unwissenheit des Andern, daß er nicht fähig sei, die gelehrte Sprache zu übersetzen. Denn die durch das Gehör gemachte Bekanntschaft von lateinischen Phrasen, welche die Nichtstudirten aus dem vom Prediger fortlaufend verdolmetschten Kanzleilatein auffammelten, nützte ihnen wenig, wenn sie geschriebenes Latein vor sich sahen; selbst die Orthographie der neueren Sprache war für die Masse des Volks, die lesen und schreiben konnte,*) in einem unorganisirten und zerfetzten Zustande, und der größere Theil der dem Placat am nächsten Stehenden besaß nicht einmal die gefährliche Eigenschaft, auch dieses Wenige zu verstehen.

„Es sind die Lehren des Frate, welche er beweisen will, indem er sich verbrennen läßt!" rief der bedeutende öffentliche Charakter Goro, welcher eben in der ersten Reihe der Gaffer stand, „die Signoria hat die Sache in die Hand genommen, und

*) Die alten Chronikenschreiber schieben ihre Consonanten eher mit einer gewissen Beobachtung der Quantität der Silben als der der Stellung ein; wie dies sehr bezeichnend der Ragnolo Braghiello (statt Agnuolo Gabriello) des boccacci'schen Ferondo zeigt.

diese Schrift zeigt es uns an. Es ist das, wovon der Padre uns in seiner Rede gesprochen hat."

„Nicht doch," sagte ein glatt aussehender Krämer mitleidig, „Du hast Deine Beine in eine verdrehte Hose gesteckt; der Frate soll seine Lehre dadurch beweisen, daß er nicht verbrannt wird; er soll durch das Feuer hindurchgehen und frisch und wohlbehalten wieder herauskommen."

„Ja, ja," sagte ein junger Bildhauer, der seine weißgestreifte Mütze und Tunica mit einem leichten und anmuthigen Wesen trug, „aber Fra Girolamo macht seine Einwendungen dagegen, durch's Feuer zu gehen; da er schon frisch und wohlbehalten ist, so sieht er gar nicht ein, warum er hindurchgehen soll, um in derselben Verfassung, in der er sich schon befindet, wieder zum Vorschein zu kommen. Er überläßt derlei Wetten und Trödelzwecke dem Fra Domenico."

„Dann sage ich, daß er sich wie ein Feiger zurückzieht;" sagte Goro in einem keuchenden Discant. „Donnerwetter! das that er auch im Carneval. Er ließ uns Alle auf die Piazza kommen, um zu sehen, wie ihn der Blitz erschlüge, und aus der ganzen Sache wurde nichts."

„Laß Dein Blöken!" rief ein riesiger Schuster, der mit einem Bündel Pantoffeln über die Schultern gehängt herbeigekommen war, um einen Theil der Rede zu hören, „mir scheint, Freund, Du bist ungefähr eben so klug wie ein Kalb mit Wasser im Gehirn. Der Frate zieht sich vor nichts zurück;

er sagt vielleicht nichts im Voraus, wenn aber der Augenblick kommt, so wird er durch's Feuer gehen, ohne einen Graurock aufzufordern, ihn zu begleiten. Aber ich möchte ein Schuhband drum geben, wenn ich wüßte, was all' das Latein bedeutet."

„Es ist eine solche Menge von dem Zeugs," — sagte der Krämer, „sonst bin ich ziemlich stark im Errathen; ist denn gar kein Gelehrter zu sehen?" fügte er mit einem leisen Anflug von Widerwillen hinzu.

Alle wendeten sich um, und so kam es, daß sie Tito erblickten, der sich ihnen von rückwärts näherte.

„Hier ist einer!" rief der junge Bildhauer lächelnd und die Kappe lüftend.

„Es ist der Secretarius der Zehne; er geht gewiß in's Kloster, macht ihm Platz!" sagte der Krämer, gleichfalls das Haupt entblößend, obgleich die Florentiner dieses Zeichen der Achtung nur sehr selten, ausgenommen vor den höchsten Beamten, anwendeten. Diese ausnahmsweise Ehrerbietung wurde in der That nur durch den Glanz und die Anmuth der äußeren Erscheinung Tito's hervorgerufen, diese ließ seinen schwarzen Mantel mit der goldenen Schnalle wie einen Königsmantel, und seine ganz gewöhnliche schwarze Sammetmütze wie eine außergewöhnliche Kopfbedeckung erscheinen. Die harten Linien der Wangen und des Mundes, die einzige Veränderung in seinem Gesichte, seitdem er nach Florenz gekommen war, schienen für einen oberflächlichen Beobachter seiner Schönheit einen noch männlicheren Cha=

rakter zu verleihen. Er lüftete schnell seine Mütze, indem er sagte:

„Ich danke, meine Freunde, ich wünschte nur, gleich Euch, zu sehen, was da unten auf dem Placate steht — aha, es ist wie ich erwartete. Ich hatte erfahren, daß die Regierung Jedem, der Lust dazu hat, erlaubt, seinen Namen als Mitbewerber darum, durch das Feuer zu gehen, zu unterschreiben — eine Handlung, die wirklich der erhabenen Signoria würdig ist — natürlich indem sie sich das Recht der Auswahl vorbehält. Und gewiß werden viele Gläubige sich beeifern, ihren Namen zu unterzeichnen. Denn was ist es für Jemanden, dessen Glauben fest ist, durch's Feuer zu gehen? Der Mensch fürchtet sich vor dem Feuer, weil er glaubt, daß es ihn brennen wird; wenn er nun aber das Gegentheil glaubt?" hier zog Tito seine Schultern in die Höhe und machte eine rhetorische Pause, „aus diesem Grunde habe ich stets dem Frate Glauben geschenkt, wenn er sagte, daß er durch's Feuer gehen wolle, um seine Lehre zu beglaubigen. Denn wer von Euch, meine Freunde, wenn Ihr an seiner Stelle glaubtet, das Feuer würde Euch nicht brennen, möchte nicht eben so leicht hineingehen, als ginge er durch das trockene Bett des Mugnone?"

Als Tito bei dieser Anrede umherblickte, fand er, daß bei Einigen unter ihnen ein Wechsel eingetreten war, wie bei einem sehr hitzigen Hunde, dem man etwas sehr Scharfes zu riechen giebt. Da die Frage des Brennens zu etwas Praktischem wurde, hatte

nicht ein Jeder Lust, sich einer allgemeinen Ansicht der Beziehungen zwischen Glauben und Feuer hinzugeben. Dieser Auftritt wäre für einen Ernst, der sich weniger hätte beherrschen können als der Tito's, in der That zu viel gewesen.

„Auf diese Art," sagte der junge Bildhauer, „scheint es mir, Herr Secretarius, daß Fra Francesco ein größerer Held ist, denn er will für die Wahrheit durch's Feuer gehen, obgleich er überzeugt ist, daß es ihn verbrennen wird."

„Ich läugne das nicht," entgegnete Tito mit sanfter Stimme, „wenn es sich aber herausstellt, daß Fra Francesco irrt, so wird er für das Unrechte verbrannt werden, und solche Leute hat die Kirche nie zu den Märtyrern gerechnet. Wir müssen also mit unserem Urteil zurückhalten, bis die Probe wirklich stattgefunden hat."

„Da habt Ihr Recht, Herr Secretarius," warf der Krämer mit unterdrückter Ungeduld ein, „wollt Ihr aber nicht so gütig sein, uns das Lateinische da zu übersetzen?"

„Sehr gern," antwortete Tito, „es drückt nur die Schlüsse oder Sätze aus, die der Frate lehrt, und welche die Feuerprobe als richtig oder unrichtig darthun soll. Ihr werdet sie wahrscheinlich kennen. Erstlich, daß Florenz —"

„Gebt uns das Lateinische Stück für Stück, und dann sagt uns, was es bedeutet!" rief der Schuster, der ein fleißiger Zuhörer Fra Girolamo's gewesen war.

„Mit Vergnügen," erwiderte Tito, „Ihr könnt alsdann selbst urteilen, ob ich Euch die rechte Bedeutung mittheile."

„Ja, ja, das ist in der Ordnung!" rief Goro.

„Ecclesia Dei indiget renovatione, das heißt: die Kirche Gottes bedarf der Verjüngung."

„Das ist wahr!" riefen mehre Stimmen zugleich.

„Das bedeutet, die Priester sollen einen besseren Lebenswandel führen; dazu braucht es keines Wunders, um das zu beweisen; das hat der Frate immer gesagt," bemerkte der Schuster.

„Flagellabitur," fuhr Tito fort, „das ist: sie wird gezüchtigt werden. Renovabitur, sie wird verjüngt werden. Florentia quoque post flagella renovabitur et prosperabitur: Auch Florenz wird verjüngt werden und gedeihen."

„Das heißt, wir bekommen Pisa wieder!" sagte der Krämer.

„Und bekommen die Wolle, wie wir sie früher bekamen, denke ich," sagte ein ältlicher Mann in einer altmodischen Berretta, der bis jetzt noch gar nicht geredet hatte, „die Abnahme des Handels ist Züchtigung genug!"

In diesem Augenblicke trat eine hohe Figur, eine rothe Feder auf dem Hut, aus der Thür des Klosters und wechselte mit Tito einige gleichgültige Blicke; dieser warf seinen Mantelkragen unbefangen über die linke Schulter und wandte sich wieder um, um weiter zu lesen, während die Umstehenden mit

mehr Furcht als Achtung zurückwichen, um dem Messer Dolfo Spini Platz zu machen.

„Infideles convertentur ad Christum," fuhr Tito fort, „das heißt: die Ungläubigen werden zu Christus bekehrt werden."

„Das sind die Türken und Mohren; nun, dagegen habe ich nichts," bemerkte der Krämer ruhig.

„Haec autem omnia erunt temporibus nostris, solches Alles wird sich in unseren Zeiten begeben."

„Wozu sollte es auch sonst nützen?" fragte Goro.

„Excommunicatio nuper lata contra Reverendum Patrem nostrum, Fratrem Hieronymum, nulla est: die neulich gegen unsern ehrwürdigen Vater, Fra Girolamo, ausgesprochene Excommunication ist null und nichtig. Non observantes eam, non peccant: Diejenigen, welche sich nicht um dieselbe kümmern, sündigen nicht."

„Ich werde genauer wissen, woran ich mich in dieser Hinsicht zu halten habe, wenn erst die Feuerprobe stattgefunden hat," sagte der Krämer.

„Diese wird wahrscheinlich Alles aufklären," bemerkte Tito, „das ist das ganze Latein, alle die Schlüsse, welche durch die Feuerprobe sich als wahr oder falsch herausstellen werden. Das Uebrige, wie Ihr sehen könnt, ist einfach eine Proclamation der Signoria, in gutem Toskanisch, welche Diejenigen, die eine besondere Lust in sich spüren, durch's Feuer zu gehen, auffordert, sich im Palast zu stellen und

ihre Namen aufzuzeichnen. Kann ich Euch sonst noch worin dienen? Wo nicht —"

Tito nahm, indem er sich umwendete, seine Mütze ab, und verbeugte sich so leicht und ungezwungen, daß diese Bewegung als ein natürlicher Act der Höflichkeit erschien.

Er beschleunigte, als er die Piazza verließ, die Schritte, und nach zwei oder drei Biegungen um Straßenecken blieb er in einer ruhigen Straße vor einem Hause stehen, an dessen Thür er leicht und auf eine besondere Weise anklopfte. Dieselbe wurde von einem jungen Frauenzimmer geöffnet, welche er unter das Kinn faßte, indem er sie fragte, ob ihr Gebieter zu Hause sei, und dann ohne Weiteres durch eine andere halbgeöffnete Thür zu seiner Rechten weiter ging. Diese Thür führte in ein schönes, aber altmodisches Gemach, in welchem Dolfi Spini saß und mit einer schönen Jagdhündin spielte, die abwechselnd an einem Korb mit Jungen schnüffelte, und seine Hände mit jener zuthunlichen Mißachtung der Moralität ihres Herrn leckte, welche im fünfzehnten Jahrhundert als eine der liebenswürdigsten Eigenschaften ihres Geschlechts betrachtet wurde. Dolfi blickte bei Tito's Eintreten auf, ließ sich aber in seiner Spielerei nicht stören, einfach aus jener Lust, bei irgend einer nichtsbedeutenden Beschäftigung zu bleiben, wodurch stumpfsinnige, sinnliche Leute stets ihre eigenen Zwecke stören. Tito war geduldig.

„Eine hübsche Brake," sagte er ruhig, seinen Daumen in den Gurt steckend; dann fügte er in

jenem kühlen, klaren Tone, der sanft schien, aber sich doch Aufmerksamkeit erzwang, hinzu: „wenn Ihr mit den Liebkosungen, die unmöglich zu verschieben sind, fertig seid, theuerster Dolfo, so wollen wir, wenn es Euch recht ist, von Geschäftssachen reden. Meine Zeit, welche ich Euch ewig zur Verfügung stellen möchte, ist gerade heute Morgen sehr in Anspruch genommen."

„Ruhig, Muthwille, kusch' Dich!" rief Dolfo mit plötzlicher Rauhheit. „Verflucht!" fügte er noch barscher hinzu, indem er den Hund bei Seite stieß; dann sprang er von seinem Sitze auf und stellte sich dicht vor Tito hin, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte und sagte:

„Ich hoffe, Euer scharfer Geist sieht das Aus und Ein dieser Angelegenheit durch, mein schöner Schwarzkünstler, denn mir kommt sie nicht klarer vor als das Innerste eines Sackes."

„Was scheint Euch denn so schwierig, Herr Ritter?"

„Diese verfluchten Minoriten von Santa Croce. Sie ziehen sich jetzt zurück. Fra Francesco selbst scheint sich davor zu fürchten, auf seiner Herausforderung zu beharren; er meint, der Prophet könne möglicherweise magische Künste anwenden, um ein falsches Wunder zu bewirken; er meint ferner, daß er selbst in's Feuer gezogen und verbrannt werden könne, während der Prophet durch Zauberei frisch und gesund wieder zum Vorschein kommt, und der Kirche würde dadurch nichts geholfen. Dann ist

auch, trotz alles unseres Redens, nicht so viel als ein lumpiger Laienbruder da, der sich anbieten möchte, um es mit diesem frommen Schaf von Fra Domenico aufzunehmen."

„Das ist die den tonsurirten Schädeln eigenthümliche Dummheit, die sie verhindert zu erkennen, wie unwichtig es ist, ob sie verbrannt werden oder nicht," entgegnete Tito. „Habt Ihr ihnen auch zugeschworen, daß sie keine Gefahr laufen, in's Feuer hineinzugehen?"

„Nein," sagte Spini, verlegen dareinschauend, „weil Einer von ihnen gezwungen sein wird, mit Fra Domenico hineinzugehen, der die Zeit gar nicht erwarten kann, bis die Reisigbündel bereit sind."

„Durchaus nicht. Fra Domenico selbst wird aller Wahrscheinlichkeit nach nicht hineingehen. Ich habe es Euch schon früher einmal gesagt, aber Euer gewaltiger Geist kann nicht ohne mehr Wiederholungen, als für das gemeine Volk genügen, beeindruckt werden; ich habe Euch gesagt, daß jetzt, wo Ihr die Signoria dahin gebracht habt, die Sache in die Hand zu nehmen und zu verhindern, daß sie von Fra Girolamo in der Stille beseitigt werde, nichts weiter nothwendig ist, als daß an einem gelegenen Tage das Brennmaterial in der Piazza zurecht gemacht und das Volk zusammengetrommelt werde, in der Erwartung, etwas Wunderbares zu sehen. Wenn danach der Prophet die Piazza ohne das mindeste Anzeichen eines von ihm bewirkten Wunders verläßt, so ist sein Credit beim Volke dahin, und sie werden

dann bereit sein, ihn aus der Stadt hinauszujagen; der Signoria wird es nicht schwer fallen, ihn über die Gränze zu schaffen, und Seine Heiligkeit mag dann nach Belieben mit ihm verfahren. Darum, mein lieber Alcibiades, schwört nur den Franziskanern, daß ihre grauen Kutten nicht bis in die Sengenähe des Feuers kommen sollen."

Spini rieb seinen Hinterkopf mit einer Hand und schlug sein Schwert mit der andern Hand gegen das Bein, um seine Fähigkeit, diese unfaßbaren Combinationen zu fassen, aufzustacheln.

„Ach," rief er wieder aufblickend, „wenn wir nicht auf der Piazza, während das Volk in der Wuth ist, über ihn herfallen und ihm und seinen Lügen dort alsbald ein Ende machen, werden Valori und die Salviati und die Albizzi zu den Waffen greifen und für ihn fechten! Ich weiß, daß die Rede davon war bei dem Auflauf am Himmelfahrtssonntag. Das Volk kann sich auch anders besinnen, es kann wieder eine Geschichte von der Rückkehr des Königs von Frankreich aufgebracht werden, oder sonst ein infamer Glücksfall zu Gunsten jenes Heuchlers eintreten. Die Stadt wird nicht eher sicher sein, bis er fort ist."

„Es wird nicht lange dauern, bis er aus der Stadt ist, ohne daß Ihr nöthig habt, Euch weiter zu bemühen, als die kleine Comödie mit der Feuerprobe in Scene zu setzen. Wein und Sonne machen Essig, ohne daß man zu schreien braucht, um dabei zu helfen, wie Eure florentinischen Weisen sagen würden. Ihr werdet die Genugthuung haben, Eure

Stadt von einem Alp durch eine geschickte Kriegslist zu befreien, statt durch Schwerthiebe Mißgriffe zu begehen."

„Falls ihm aber Zauberkünste und der Teufel zu Hülfe kommen und er dennoch durch's Feuer geht?" fragte Spini mit einer Grimasse, welche seine Aengstlichkeit, sich auf dieses Feld der Speculation zu wagen, verdecken sollte, „wie so wißt Ihr, daß an diesen Dingen nichts ist? Viele Gelehrte glauben daran, und dieser Frate ist zu Allem schlecht genug."

„O gewiß giebt es dergleichen Dinge," sagte Tito achselzuckend, „aber ich habe besondere Gründe, zu wissen, daß der Frate nicht auf solchem Fuße mit dem Teufel steht, um in dieser Angelegenheit seiner Sache so gewiß zu sein. Der einzige Zauber, auf den er sich verläßt, ist seine Geschicklichkeit."

„Geschicklichkeit?" warf Spini ein, „nennt Ihr das Geschicklichkeit, daß er Florenz mit dem Papst und allen italiänischen Staaten entzweit hat, und stets auf den König von Frankreich hinweist, der gar nicht daran denkt zu kommen? Ihr mögt ihn immerhin geschickt nennen, ich nenne ihn einen Heuchler, der Jedermann beherrschen und selbst Papst werden will."

„Ihr urteilt mit Eurem gewöhnlichen Scharfsinn, Capitano, aber unsere Meinungen sind gar nicht verschieden. Der Frate, welcher sich zum Herrn machen und seine Pläne gegen den Papst ausführen will, verlangt den Hebel einer fremden Macht, und Florenz als Stützpunkt. Ich hielt ihn für einen

engherzigen Frömmler, aber jetzt sehe ich, daß er ein schlauer, ehrgeiziger Mann ist, der da recht gut weiß, was er will, und sein Ziel so geschickt aufstellt, wie Ihr einen Ball lenkt, wenn Ihr Maglio spielt."

„Ja, ja," antwortete Spini gemüthlich, „ich verstehe es, einem Ball die Richtung zu geben."

„Das ist wahr," sagte Tito mit mildem Ernst, „und ich würde Euch nicht mit meiner trivialen Bemerkung über die Geschicklichkeit des Mönchs belästigt haben, wenn ich Euch nicht hätte zeigen wollen, wie dies das Verdienst Eures Sieges über ihn in Rom und Mailand erhöhen wird, und das wird Euch sehr nützen, wenn die Politik der Stadt geändert wird."

„Nun, Du bist ein guter kleiner Dämon und sollst gut belohnt werden," rief Spini im Gönnertone; und er hielt es für ganz natürlich, daß der gewandte griechische Abenteurer voll Dankbarkeit lächelte, indem er sagte:

„Natürlich, jeder Vortheil für mich hängt ganz von Euch ab, von Eurer — —"

„Wir werden heute in meinem Palaste zu Nacht speisen," unterbrach ihn Spini mit einem bedeutsamen Wink und Tito freundlich auf die Schulter klopfend, „und ich werde ihnen Allen den neuen Plan mittheilen."

„Verzeiht, mein großmüthiger Gönner!" sagte Tito, „der Plan ist von allem Anfang an immer der gleiche gewesen; er ist nie abgeändert worden,

außer in Eurem Gedächtniß. Seid Ihr auch gewiß, daß Ihr ihn jetzt fest im Kopfe habt?"

Spini ging ihn nochmals ganz durch und rief dann Tito zu, als dieser forteilen wollte:

„Noch ein Wort! Da ist der spürnasige Notarius Ser Ceccone; er ist in der letzten Zeit sehr gewandt und flink gewesen; Ihr, der Ihr einen Menschen zwinkern sehen könnt, wenn Ihr hinter ihm steht, sagt mir doch: meint Ihr, daß ich ihn auch ferner gebrauchen kann?"

Tito wagte nicht „Nein" zu sagen. Er kannte seinen Gefährten zu genau, um sich zu trauen ihm einen Rath zu geben, wenn Spini's ganze Eitelkeit und selbstisches Interesse nicht dabei betheiligt waren, den Rathgeber zu verschweigen.

„Ohne Zweifel," antwortete er rasch, „ich habe nichts gegen Ceccone einzuwenden."

Diese Andeutung der genauen Verbindung des Notars mit Spini verursachte Tito eine vorübergehende unangenehme Empfindung, die seine Befriedigung über den Triumph: den Mann, der sich für seinen Gönner hielt, zu einem Spielwerk in seiner Hand zu machen, in etwas unterbrach. Denn er war wegen Ser Ceccone's nicht ohne Besorgniß. Tito's Charakter machte ihn besonders aufmerksam auf Umstände, die zu seinem Nachtheile ausgebeutet werden konnten; solche Möglichkeiten schwebten seinem Gedächtniß allezeit vor und ermunterten ihn zu Plänen, dieselben von sich abzuwehren. Und es war nicht wahrscheinlich, daß er jenen Octobermorgen

von vor länger als einem Jahre vergessen haben sollte, als Romola ihm plötzlich vor der Thür von Nello's Laden gegenübergetreten war und ihn genöthigt hatte, seine Ueberzeugung, daß Fra Girolamo die Stadt nicht verlassen würde, auszusprechen. Der Umstand, daß Ser Ceccone eine Zeuge dieser Scene gewesen war, so wie daß Tito bemerkt hatte, daß er aus irgend welchen Gründen dem Notar besonders verhaßt war, hatte durch den Umschwung der Dinge eine besondere neue Wichtigkeit erhalten. Denn Ser Ceccone hatte sich, nachdem er in die medicäischen Anschläge verwickelt gewesen war und es rathsam gefunden hatte, sich für einige Zeit auf's Land zurückzuziehen, seit seinem Wiedererscheinen in der Stadt der Partei der Arriabbati angeschlossen, und sich um die Gönnerschaft Dolfo Spini's angelegentlich bemüht. Dieser Anführer der Compagniacci war aber im Kreise vertrauter Freunde ganz besonders zu vertraulichen Mittheilungen über seine Unternehmungen aufgelegt, und wenn Ser Ceccone's Combinationsgabe durch Feindschaft geschärft wurde, so konnte er Thatsachen beibringen, die er gegen Tito, mit sehr unangenehmen Folgen für denselben, gebrauchen konnte.

Es mußte jämmerlich sein, wohlangelegte Unternehmungen durch einen unbedeutenden Notar vereitelt zu sehen, durch den Stich eines Insects, das er unversehens getreten hatte, gelähmt zu werden. „Aber,“ sagte Tito zu sich selbst, „der Haß dieses Menschen gegen mich kann nicht tiefer sein als die

böse Laune eines hungernden Hundes; ich kann diesen Haß besiegen, wenn es mir gelingt, dem Menschen Wohlstand zu verschaffen." Und er war sehr froh gewesen, die sich darbietende Gelegenheit ergreifen zu können, um dem Notar eine vorläufige Stelle als außergewöhnlicher Kanzleisecretär beim Rath der Zehn zu verschaffen, und er glaubte, daß der knurrende Köter durch diesen Brocken und die Aussicht auf mehr von seiner Lust, ihn zu beißen, geheilt sein würde.

Aber ein in allen Theilen vollkommenes Planmachen bedingt Allwissenheit, und der Neid des Notars war durch Gründe, die Tito nicht kannte, zum Haß angewachsen. An jenem Abend, an welchem Tito, von seiner entscheidenden Audienz bei der Specialcommission zurückkehrend, an Ser Ceccone auf der Treppe vorbeigestreift war, befand sich der Notar, der so eben aus Pistoja zurückgekommen war und die Einziehung der Verschworenen vernommen hatte, auf einer Mission, die eine bescheidene Aehnlichkeit mit der Tito's hatte. Auch er hatte, ohne den Anschein des Eifers für das Volkswohl aufzugeben, in das medicäische Glücksspiel gesetzt. Auch er war in das nicht zur Ausführung gekommene Complot eingeweiht und gesonnen mitzutheilen, was er wußte, wußte aber viel weniger mitzutheilen. Auch er wäre geneigt gewesen, auf verrätherische Missionen zu gehen, aber ein annehmbarerer Agent war ihm zuvorgekommen. Seine Vorschläge wurden mit Kälte aufgenommen; der hohe Rath, so sagte man ihm,

sei bereits im Besitz der nöthigen Mittheilungen, und da er so geschäftig bei den aufrührerischen Plänen gewesen sei, so wäre es sehr gerathen, wenn er dem Unheil aus dem Wege ginge, sonst könnte die Regierung am Ende gezwungen sein, ihn besonders im Auge zu behalten. Ser Ceccone bedurfte keiner Beweise, um diesen Fehlschlag dem Tito Melema zuzuschreiben, und sein Groll war um so bitterer, als die Natur der Sache ihn zwang, sich dabei ruhig zu verhalten. Auch war dieses noch nicht Alles, was er gegen den glücklichen Melema hatte. Als er aus seinem Versteck wieder zum Vorschein kam und sich den Arrabbiati anschloß, hatte er als einer der Spione, die über florentinische Angelegenheiten an den mailändischen Hof berichteten, Sold erhalten; aber dieser Sold war, trotz aller seiner Bemühungen, ausführliche Briefe zu schreiben, nur kärglich gewesen, und es war ihm erst vor Kurzem angedeutet worden, daß seine Mittheilungen selten mehr als eine verspätete und unvollkommene Auflage schon bekannter Thatsachen seien. Ser Ceccone wußte allerdings nicht mit Bestimmtheit, daß Tito in geheimer Verbindung mit den Arrabbiati und dem mailändischen Hofe stand, aber er hatte eine Ahnung, die er so in sich aufnahm und überdachte, daß sie ihm fast zur Gewißheit wurde.

Dieser üppig aufgeschossene, kräftige Haß konnte das schwache Opiat der Gunstbezeigungen Tito's recht wohl verschlucken, und doch eben so wach bleiben wie vordem. Warum sollte auch Ser Ceccone den Tito Melema mehr lieben, weil dieser ihm gefällig

war? Sicher hatte der Süßliche seine Zwecke dabei im Auge; und welche Ansprüche hatte er auf die hohe Stellung, welche es ihm möglich machte, Gunstbezeigungen zu erweisen? Da er aber seine Stimme in Schmeicheltönen erklingen ließ, so wollte Ser Ceccone in derselben Tonart antworten, und man mußte nun sehen, wer bei dem Spiele des Ueberlistens den Sieg davon tragen würde.

Den Geist mit jener Art von Beweisgründen geölt haben, welche jedes zu feste Ergreifen desselben unmöglich macht, mag oft sehr vortheilhaft erscheinen; nur läßt sich gegen dieses Oel sehr viel einwenden, wenn wir finden, daß es andere Gemüther salbt, an welchen wir gern einen festen Halt hätten.

Tito jedoch fühlte, da er nicht allwissend war, jetzt nur noch eine flüchtige Unruhe wegen der Macht Ser Ceccone's, ihm zu schaden. Es war ihm nur noch kurze Zeit darum zu thun, sich von Verdächtigungen und Feindseligkeiten frei zu halten. Er spielte jetzt sein Schlußspiel in Florenz, und die Geschicklichkeit, die er, wie er selbst wußte, dabei verwendete, machte ihm, neben dem gehofften Gewinn, noch ein besonderes Vergnügen. Seine Sendung nach San Marco war ein Streich, in den er ein so großes Vertrauen setzte, daß er bereits dem Rathe der Zehn seinen Wunsch geäußert hatte, sein Amt zu einer noch unbestimmten Zeit innerhalb eines Monats oder zweier niederzulegen, und es war ihm gestattet worden, diese Entlassung sogleich zu nehmen, wenn seine Angelegenheiten dies erheischten, wobei

ihm zugleich mitgetheilt wurde, daß Niccolo Machiavelli sein vorläufiger Stellvertreter, wenn nicht gar sein Nachfolger sein würde. Er handelte freilich auf Grund von Voraussetzungen, aber diese Art des Verfahrens hatte das gewaltigste Interesse für seinen diplomatischen Geist. Nach einer Berechnung allgemeiner Kenntniß der Zwecke Savonarola's und den genau beobachteten Einzelheiten derselben, hatte er eine Vermuthung aufgestellt, welche sein Besuch in San Marco bewahrheiten sollte. War diese Vermuthung richtig, so hatte er sein Spiel gewonnen, und er konnte Florenz bald den Rücken kehren. Ach, diesem Endziele blickte er mit Sehnsucht entgegen, denn mancherlei Umstände außer dem, daß ihm der Ort bereits lästig war, zeigten ihm an, daß es für ihn an der Zeit sei zu gehen.

Vierundsechszigstes Capitel.

Der Prophet in seiner Zelle.

Tito's Besuch in San Marco war bereits angemeldet, und er wurde sogleich von Fra Niccolo, dem Schreiber Savonarola's, die Wendeltreppe empor, durch die langen, mit Zellen versehenen Corridor's geführt, Corridor's, in denen Fra Angelico's Fresken, zart

wie der Regenbogen auf dahinthauendem Gewölk, hier und da das ungewohnte Auge blendeten, als wären es plötzliche Widerstrahlungen aus einer ätherischen Welt, wo die Madonna in ihrer Strahlenglorie gekrönt saß, und das göttliche Kind mit ewiger Verheißung blickte.

Es war eine Feierstunde im Kloster, und die meisten Zellen waren leer. Das Licht blickte durch die engen Fenster nur auf nackte Wände, das harte Strohlager und das Crucifix; und selbst hinter dieser Thür, am Ende eines langen Corridors, in der inneren Zelle, die auf ein Vorzimmer stieß, wo der Prior gewöhnlich an seinem Pulte saß oder Privatbesuche empfing, fiel der lange Lichtstrahl auf nur noch einen Gegenstand, der einen eben so klösterlichen Anblick darbot, als die nackten Wände und das harte Lager. Es war dies nur die Rückseite einer Gestalt in der langen weißen Tunica und dem Scapulier, mit gebeugtem Haupt vor einem Crucifix knieend. Es hätte ein gewöhnlicher Fra Girolamo sein können, der nichts Schlimmeres zu beichten hatte, als an Unrechtes zu denken, während er im Chor mitsang, oder Schadenfreude zu empfinden, wenn Fra Benedetto die Tinte über seine eigenen Miniaturen in dem Breve, das er illuminirte, verschüttete — ein Fra Girolamo, der keinen höheren Gedankenflug hatte, als wohlbehalten auf der schmalen Leiter dès Gebets, des Fastens und des Gehorsams in's Paradies zu gelangen. Aber gerade unter dieser weißen Tunika schlug ein Herz mit einem, jedem gewöhnlichen Mönche

und vielleicht überhaupt jedem nicht durch innere Stürme zur Selbstkenntniß gelangten Menschen unfaßlichen Bewußtsein — einem Bewußtsein, in dem unwiderrufliche Irrthümer und Abweichungen von der Wahrheit so sehr mit edlen Zwecken und aufrichtiger Ueberzeugung verschlungen waren, in dem selbstentschuldigende Ausflüchte so innig mit dem Gewebe eines großen Werkes verflochten waren, welches das ganze Wesen so unfähig war aufzugeben, als der Körper unfähig war, das Erglühen und Streben vor Gegenständen der Hoffnung und Furcht zu unterlassen, daß es vielleicht unmöglich für das Gewissen war, was auch für ein Weg eingeschlagen werden mochte, vollkommen beruhigt zu werden.

Savonarola befand sich nicht nur in betender Stellung, sondern es flossen auch lateinische Worte des Gebetes über seine Lippen, und dennoch betete er nicht. Er war in seine Zelle getreten, dort auf die Kniee gesunken und in Worte des Flehens ausgebrochen, auf diese Weise eine Einhauchung der Ruhe suchend, welche ihm Bürgschaft leisten sollte, daß die ihm von wogenden Gedanken und Leidenschaften eingegebenen Entschlüsse ihn nicht von der göttlichen Beihülfe losrissen. Die Ahnungen und Antriebe aber, die während der letzten Stunden in ihm stürmten, waren zu gewaltig, und während er die Hände gegen das Gesicht preßte und seine Lippen hörbar die Worte: „cor mundum crea in me“*)

*) Schaffe in mir ein reines Herz. D. Uebers.

stammelten, war seine Seele noch von den Bildern der Schlingen erfüllt, welche seine Feinde ihm gestellt hatten, und beschäftigte sich noch fortwährend mit den Beweisen, durch die er sich ihren Schmähungen und Anklagen gegenüber rechtfertigen könnte.

Aber Savonarola mußte sich nicht nur wider seine Gegner vertheidigen. Am heutigen Morgen hatte er einen neuen Beweis erhalten, daß seine Freunde und Anhänger nicht minder als seine Feinde geneigt waren, auf die Feuerprobe zu dringen, indem sie wünschten und stillschweigend hofften, daß er selbst zuletzt die Herausforderung annehmen und das langerwartete Wunder, welches die Zweifel beseitigen und über die Bosheit triumphiren sollte, bewirken würde. Hatte er nicht gesagt, daß Gott sich zur rechten Zeit aussprechen würde? Und dem Verstand einfacher Florentiner, welche gern Parteifragen beseitigt wissen wollten, schien es keine günstigere Zeit, als eben die jetzige zu geben. Gewiß, wenn Fra Domenico unverletzt durch das Feuer ginge, so würde das schon ein Wunder sein, und der Glaube und der Eifer dieses guten Bruders würden als eine aufmunternde Vorbedeutung angesehen; aber Savonarola wußte sehr genau, daß das geheime Sehnen seiner Anhänger, ihn die Herausforderung annehmen zu sehen, durch keine Gründe, die er für sein Ablehnen gegeben hatte, beschwichtigt werden konnte.

Und doch war es ihm unmöglich sie zu befriedigen, und voll bitterer Noth sah er jetzt, daß es für ihn ganz unthunlich sei, der Vollziehung jener

Probe hinsichtlich Fra Domenico's länger zu widerstehen. Nicht etwa, daß er eine Lüge geäußert und geschrieben hatte, als er seine Ueberzeugung von einem kommenden übernatürlichen Zeugniß für sein Werk erklärte; aber sein Geist war so beschaffen, daß, — während es ihm leicht war an ein Wunder zu glauben, das, da es noch fern und nicht genau bestimmt war, sich hinter den gewaltigen Gründen seines Geschehens barg, und noch leichter an innere Wunder, wie zum Beispiel an seine eigene prophetische Begeisterung und göttliche Offenbarung zu glauben — es ihm zugleich unüberwindliche Schwierigkeiten verursachte, an die Möglichkeit eines Wunders zu glauben, das wie dieses war, nämlich: unversehrt durch das Feuer zu kommen, das in allen seinen Einzelheiten auf seine Phantasie wirkte, und einen Anspruch nicht nur an Glauben, sondern auch an ein außergewöhnliches Wirken in sich schloß.

Savonarola's Charakter war einer von denen, in welchen ganz entgegengesetzte Richtungen zusammen in fast gleicher Stärke vorherrschen; die leidenschaftliche Feinheit der Empfindungen, welche des begränzten Gedankens überdrüssig, jede Idee mit Aufregung überfluthet und nach beschaulicher Ekstase strebt, wechselte bei ihm mit der scharfen Auffassung äußerer Thatsachen und einem gesunden, kräftigen Urteil über Menschen und Dinge.

Und bei diesem Vorkommniß der Feuerprobe wurde jene letztere Eigenthümlichkeit durch eine scharfe physische Empfänglichkeit, welche dem Begriffe von

Schmerz und von Zerstörung oder einer nothwendigen Folge von Thatsachen, welche bereits als Ursachen des Schmerzes bekannt sind, eine überwältigende Kraft verleiht, zu ungewöhnlicher Lebendigkeit aufgestachelt. Die Leichtigkeit, mit welcher Menschen sich bereit finden, glühendes Eisen mit nassen Fingern anzufassen, ist nicht nach ihrer theoretischen Annahme der Unmöglichkeit, daß das Eisen sie verbrennen könne, zu bemessen; praktischer Glauben hängt von dem ab, was in einem gegebenen Augenblick sich im Geist am stärksten darstellt. Und bei der Beschaffenheit des Frate, da die Feuerprobe seiner Phantasie als ein unmittelbares Verlangen aufgedrängt wurde, war es ihm unmöglich zu glauben, daß er oder sonst Jemand unversehrt durch die Flammen gehen könne, oder daß, selbst wenn er sich entschlösse, sich als Opfer herzugeben, er nicht noch im letzten Augenblick davor zurückbeben würde.

Daß die Florentiner aber solche feine Unterscheidungen machen würden, war nicht wahrscheinlich. Der großen Menge ist es von jeher als ein Beweis geistiger Kraft erschienen, sittliche Fragen auf die leichte Schulter zu nehmen und das Benehmen nach kurzgefaßten Aenderungen desselben zu beurteilen. Und nichts müßte einfacher scheinen, als daß ein Mann, der einmal erklärt hatte, Gott werde ihn nicht ohne die Bürgschaft eines Wunders lassen, und der sich doch zurückzog, als es galt, seine Erklärung zu bewahrheiten, etwas gesagt hatte, an das er nicht glaubte. Waren nicht Fra Domenico und Fra Ma-

riano und gegen zwanzig Piagnoni außerdem noch bereit, durch's Feuer zu gehen? Was war die Ursache ihres hohen Muthes anderes als ihr hoher Glaube? Savonarola hätte seinen Freunden sein Benehmen nicht genügend erläutern können, selbst wenn er fähig gewesen wäre, es sich selbst klar zu machen, und das war er nicht. Unsere bloßen Gefühle beeilen sich, sich in Vorschläge zu hüllen, welche sich unter unserem Vorrathe von Meinungen vorfinden, und um einen wahrhaften Bericht über das, was in uns vorgeht, abzustatten, ist noch etwas mehr nöthig als bloße Aufrichtigkeit, selbst wenn diese ganz und gar rein ist. Eben in diesen Augenblicken, als Savonarola in lautem Gebet kniete, hörte er nicht mehr die Worte aus seinem Munde gehen, denn sie wurden von inneren beweisführenden Stimmen übertönt, welche ihre Gründe immer mehr und mehr für eine äußere Versammlung gestalteten.

„Mich durch eine voreilige Annahme einer Herausforderung, die eine mir von unedlen Feinden gelegte Schlinge ist, an den Himmel mit einer Bitte um ein Wunder zu wenden, würde Gott versuchen heißen, und meine Bitte würde nicht erhört werden. Laßt den päpstlichen Legaten, laßt die Gesandten aller großen Mächte kommen und versprechen, daß die Zusammenberufung eines Generalconciliums und die Kirchenreform von dem Wunder abhängen sollen, und ich werde in die Flammen hineinschauen mit dem Vertrauen, daß Gott sein Siegel diesem großen Werke aufdrücken werde. Bis dahin aber spare ich mich

für höhere, mir geradezu auferlegte Pflichten auf; es ist mir nicht gestattet, vom Wagen hinabzuspringen, um mit jedem lautschreienden Prahlhans zu kämpfen. Aber Fra Domenico's unbesiegbarer Eifer, die Probe zu bestehen, ist vielleicht das Zeichen eines göttlichen Berufes, das Pfand, daß das Wunder —"

Aber nein! als Savonarola seinen Geist dem drohenden Auftritte auf der Piazza zuwandte und sich einen in die Flamme hineingehenden menschlichen Körper vorstellte, schrak sein Glaube wieder zurück. Es war dies keine Begebenheit, die seine Phantasie einfach sehen konnte, er fühlte sie mit schaudernden Beben bis in die äußersten zarten Enden seiner Fingerspitzen. Das Wunder konnte nicht geschehen; die Probe selbst durfte nicht stattfinden; er mußte Alles thun, was in seiner Macht stand, um sie zu verhindern. Das Holz mochte auf der Piazza zurecht gelegt, das Volk versammelt, alle Vorbereitungen getroffen sein, das Alles war jetzt vielleicht unvermeidlich, und er konnte keinen längeren Widerstand leisten, ohne daß er sich und folglich auch die Sache Gottes mit Schmach überhäufte. Aber es war nicht wirklich beabsichtigt, daß der Franziskaner durch's Feuer gehen sollte, und so lange er selbst Anstand nahm, mußten sich auch die Mittel finden, Fra Domenico von dem Durchgang durch die Flammen abzuhalten. Im schlimmsten Falle, wenn Fra Domenico dazu gezwungen wurde, so sollte er die geweihte Hostie mit sich nehmen, und mit diesem Mysterium in den Händen stand zu erwarten, daß den gewöhnlichen Wirkungen

des Feuers Einhalt gethan oder, was noch wahrscheinlicher war, daß man sich solchem Verlangen widersetzen und daß dieses ein Hinderniß sein würde, welches der Feuerprobe ein Ende machte.

Dergleichen Absichten durften aber nicht eingestanden werden; es mußte scheinen, als ob er aufrichtig die Probe erwarte und ihrem Ausgange mit Zuversicht entgegensehe. Dieser Mißklang zwischen innerer Wirklichkeit und äußerem Schein war nicht die christliche Einfalt, nach welcher er während der Jahre seiner Jugend und ersten Mannheit gestrebt, und über welche er als über die Hauptfrüchte des Lebens in Gott gepredigt hatte. Wer ist im Gewirre und der Hitze des Tages, mit glühenden Wangen, während das Geschrei in den Ohren widerhallt, so glücklich, seines Strebens am kühlen und stillen Morgen zu gedenken, und zu wissen, daß er dasselbe nicht getäuscht hat?

„O Gott, es ist um des Volkes willen, weil sie blind sind, weil ihr Glauben auf mir ruht. Wenn ich den Sack nehme und mich in die Asche werfe, wer wird das Banner aufnehmen und die Schlacht lenken? Bin ich nicht auf einem mir unbekannten Wege zu dem Werke, das vor mir liegt, geführt worden?

Der Conflict war der Art, daß er nicht enden konnte, und in der Anstrengung zu stehender Vertheidigung badete die unruhige Seele ihren Schmerz beständig in Gedanken an die Größe dieser Aufgabe, welche, wenn er sich ihr entzöge, kein Mensch sonst

erfüllen konnte. Es war nichts Alltägliches, daß Jemand von der Vision und der Kühnheit begeistert war, welche einen heiligen Rebellen ausmachten.

Selbst die Worte des Gebets waren verstummt. Er kniete noch immer, aber sein Geist war von den Bildern der Erfolge, welche ganz Europa fühlen sollte, erfüllt, und der Gedanke an die unmittelbar nahen Schwierigkeiten verlor sich in der Gluth jener Vision, als ein Klopfen an die Thür den erwarteten Gast verkündete.

Savonarola zog seinen Mantel um sich, ehe er seine Zelle verließ, wie es seine Gewohnheit war, wenn er Gäste empfing, und mit jener unmittelbaren Entgegnungsgabe auf jede Anfrage von außen, die einen machtliebenden Charakter, der gewohnt ist seine Gewalt durch die Sprache sich äußern zu lassen, eigen ist, trat er Tito mit einem so selbstbeherrschenden und tiefen Blick entgegen, als ob er sich statt von einem Widerstreit der Gefühle, von einem gefaßten Entschlusse erhoben hätte.

Tito kniete nicht, sondern machte nur eine tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung, welche Savonarola ruhig, ohne irgend ein priesterliches Wort zu äußern, entgegen nahm und dann, indem er ihn zum Setzen nöthigte, sogleich wie folgt begann:

„Ist Euer Geschäft ein so wichtiges, mein Sohn, daß es nicht durch Andere vermittelt werden konnte?"

„So ist es, mein Vater, sonst hätte ich mir nicht erlaubt, dasselbe auf mich zu nehmen. Ich will Eure Zeit nicht durch Einleitungen rauben. Ich vernahm

aus einer Bemerkung des Messer Domenico Mazzinghi, daß es Euch lieb sein würde, Euch des nächsten Couriers, der mit Depeschen des Rathes der Zehn nach Frankreich geschickt wird, zu bedienen. Ich muß um Verzeihung bitten, wenn ich zu diensteifrig gewesen bin; da aber Messer Domenico jetzt eben auf seinem Landgute ist, so wollte ich Euch mittheilen, daß ein Courier mit wichtigen Briefschaften morgen früh mit Tagesanbruch nach Lyon abgehen wird."

Fra Girolamo verstand es, seine Gesichtsmuskeln vollständig zu beherrschen, wie dies alle Leute, deren Persönlichkeit eine gebietende ist, verstehen müssen, und in ruhig überlegten Reden war er gewöhnlich vorsichtig und vertraute Niemandem, ohne die äußerste Nothwendigkeit, seine Pläne an. Aber bei irgend einer gewaltigen geistigen Anregung waren seine Augen einer Erweiterung und einem erhöhten Glanz unterworfen, welche keine Willenskraft zu hindern vermochte. Er blickte Tito fest an, ohne aber gleich zu antworten, als wolle er erst überlegen, ob die Mittheilung, die er eben erhalten hatte, mit seinen Zwecken etwas gemein habe.

Tito, dessen Blick niemals zu beobachten schien, aber sich selten etwas entgehen ließ, hatte gerade diese Erweiterung und das Blitzen der Augen Savonarola's erwartet, welche er schon bei anderen Gelegenheiten bemerkt hatte. Er sah es, und beschäftigte sich sogleich damit, seine goldene Spange, welche sich verschoben hatte, in Ordnung zu bringen, indem er

so andeutete, daß er mit Ruhe einer Antwort entgegen sähe.

Savonarola hatte auch in der That diese Mittheilung von Domenico Mazzinghi, einem der Herren vom Rath der Zehn, erwartet; dieser Mann war sein eifriger Schüler, dessen er sich schon bedient hatte, einen Privatbrief an den florentinischen Gesandten in Frankreich zu schreiben, um einem von Savonarola selbst geschriebenen, jetzt neben ihm im Pulte liegenden Brief den Weg zu bahnen. Dieses Schreiben forderte den König auf, mit dazu beizutragen, daß ein Generalconcilium zusammenberufen werde, um die Mißbräuche in der Kirche zu reformiren, und damit anzufangen, den Papst Alexander zu entthronen, der nicht rechtmäßig Papst, sondern ein lasterhafter Ungläubiger sei, durch Bestechung erwählt und durch Aemterschacher regierend.

Diese Thatsache war Tito unbekannt, aber seine aus geringen Andeutungen Schlußfolgerungen ziehende Combinationsgabe hatte ihn dieselbe errathen und hoffen lassen.

„Es ist wahr, mein Sohn," sagte Savonarola ruhig, „ich habe Briefe, die ich sehr gern unter Siegel und sicherem Geleit an unsern Gesandten senden möchte. Wie Ihr wißt, hat unsere Brüderschaft von San Marco Geschäfte in Frankreich, da wir unter Anderem dem merkwürdig gelehrten und erfahrenen Franzosen, Signor Philipp de Comines, für eine Schuld wegen der medicäischen Bibliothek, die wir gekauft haben, haften; aber ich denke, daß

Domenico Mazzinghi noch vor Abend nach der Stadt zurückkehren wird, und ich würde mehr Zeit gewinnen, die Briefe zuzurichten, wenn ich wartete, um sie seinen Händen zu übergeben."

„Gewiß wäre dies in jeder Hinsicht außer in einer besser, ehrwürdiger Vater, nämlich, daß wenn etwas geschähe, was Messer Domenico's Rückkehr verzögerte, die Absendung der Briefe nothwendig verlangen würde entweder, daß ich zu einer späten Stunde wieder nach San Marco kommen müßte, oder daß Ihr sie mir durch Euren Secretär schicken müßtet, und ich fühle recht wohl, daß Ihr Euch gegen die falschen Schlußfolgerungen, die aus Eurem zu häufigen Verkehr mit irgend einem Staatsbeamten entständen, zu verwahren wünschtet." Tito sah, indem er dieser Schwierigkeit Erwähnung that, ein, daß, je weniger der Mönch Geneigtheit zeigte, ihm zu trauen, desto mehr würde er in seiner Muthmaßung das Richtige getroffen haben.

Savonarola schwieg; während er aber seine Lippen zusammengepreßt hielt, zeigte sich in seinem Gesicht eine flüchtige Röthe bei der unterdrückten Aufregung, die in ihm aufstieg. Es mußte ein kritischer Augenblick sein, in dem er den Brief aus den Händen gab.

„Es ist höchst wahrscheinlich, daß Messer Domenico zur rechten Zeit zurückkehrt;" sagte Tito, indem er sich stellte, als betrachte er den Entschluß des Frate als gefaßt, und sich zugleich, während er sprach, von seinem Sitz erhebend — „mit Eurer Er=

laubniß werde ich mich jetzt entfernen, mein Vater, um Eure Zeit nicht zu brandschatzen, nachdem ich meinen Auftrag ausgerichtet habe; da ich aber schwerlich die Gunst einer zweiten Unterredung mit Euch erlangen dürfte, so erlaube ich mir Euch etwas anzuvertrauen, was noch Niemandem als den zehn Magnifici bekannt ist, nämlich: daß ich meine Stelle als Secretarius aufzugeben und Florenz in Bälde zu verlassen gedenke. Bin ich zu anmaßend, wenn ich annehme, Ihr nähmet so vielen Antheil an mir, daß ich Euch mittheilen darf, was hauptsächlich mich selbst angeht?"

„Sprecht, mein Sohn!" entgegnete der Mönch, „ich wünsche Eure Aussichten zu kennen."

„Ich finde, daß ich meinen wirklichen Beruf verfehlt habe, indem ich die Laufbahn der wirklichen Gelehrsamkeit, für die ich erzogen ward, verlassen habe. Die florentinische Politik, mein Vater, ist würdig, den größten Geist, wie den Eurigen, zu beschäftigen, wenn man in der Lage ist, seine eigenen Ideen ausführen zu können; wenn man aber, wie es bei mir der Fall ist, einzig die Aussicht hat, nichts als das Werkzeug wechselnder Pläne zu sein, so muß man von den kleineren Sympathieen eines geborenen Florentiners beseelt sein; auch die unselige Entfremdung meiner Gattin von einem Aufenthalt in Florenz nach den peinlichen Begebenheiten des Augustmonats wirkt auf mich ein. Ich wünsche mich wieder mit ihr zu vereinigen."

Savonarola neigte sein Haupt wie zum Zeichen der Billigung.

„Ich beabsichtige also Florenz bald zu verlassen, die ersten Höfe Europa's zu besuchen, und meine Bekanntschaften mit den Gelehrten an den verschiedenen Universitäten zu erweitern. Ich werde zuerst an den ungarischen Hof gehen, wo Gelehrte stets besonders willkommen sind, und zwar denke ich mich in acht oder zehn Tagen dorthin zu begeben. Ich habe kein Hehl vor Euch, ehrwürdiger Herr, daraus gemacht, daß ich kein Enthusiast für die Religion bin; ich besitze nicht die Gefühlstiefe meiner Gattin; aber so viel ich begreife, ist kein religiöser Enthusiasmus vonnöthen, um die Erhabenheit und Richtigkeit Eurer Ansichten über Regierung und Kirche zu würdigen. Und wenn Ihr Euch herablaßt, mich mit irgend einem Auftrage zu betrauen, welcher die Beziehungen, die Ihr anzuknüpfen wünscht, fördert, so würde ich mich hochgeehrt fühlen. Darf ich mich jetzt verabschieden?"

„Noch einen Augenblick, mein Sohn! Wenn Ihr Florenz verlaßt, so werde ich Eurer Gattin schreiben; ich möchte gern über ihr Seelenheil beruhigt sein, denn sie verließ mich im Zorn. Was die Briefe nach Frankreich betrifft, so will ich, so viel deren fertig sind —"

Savonarola erhob sich, während er sprach, und wendete sich nach dem Pulte. Er nahm aus demselben einen Brief, auf welchem Tito eine Aufschrift in des Frate eigener feiner und zierlicher Hand-

schrift, wie man sie noch in den Randbemerkungen seiner Bibeln findet, wenn auch nicht lesen, so doch sehen konnte. Er nahm einen großen Bogen Papier, schloß das Schreiben darin ein und versiegelte ihn.

„Verzeiht, mein Vater!" sagte Tito, ehe Savonarola Zeit hatte fortzufahren, „wenn es nicht Euer ausdrücklicher Wunsch ist, möchte ich lieber nicht die Verantwortlichkeit, den Brief mitzunehmen, auf mich laden. Messer Domenico Mazzinghi wird sicher zurückkehren, wo nicht, kann Fra Nicolo ihn mir in der zweiten Nachmittagsstunde bringen, wenn ich dem Courier die übrigen Depeschen überliefere."

„Jetzt, mein Sohn," entgegnete der Frate, indem er diesen Punkt fallen ließ, „wünsche ich, daß Ihr dieses Paket an unseren Gesandten mit Eurer Handschrift, die der meines Secretärs bei weitem vorzuziehen ist, addressirt."

Tito setzte sich, die Addresse zu machen, der Frate stand mit gekreuzten Armen neben ihm, die Röthe stieg ihm in die Wangen und seine Lippen begannen endlich zu beben. Als Tito sich wieder erhob und gehen wollte, sagte Savonarola rasch zu ihm:

„Nehmt das Schreiben hin; es ist unnütz, damit zu warten. Es ist mir nicht angenehm, wenn Fra Nicolo unnütz Botschaften nach dem Palazzo trägt."

Tito nahm den Brief, und Savonarola stand in unterdrückter, jede weitere Unterhaltung unmöglich machender Aufregung da. Es scheint eine leise Ausströmung von leidenschaftlichen Charakteren, wie der seinige war, auszugehen, die deren Gemüthszustand

unmittelbar Anderen verräth; wenn ihr Geist in die Ferne schweift und sie innerlich erregt sind, scheint ein Schweigen in der Luft zu liegen.

Tito machte eine tiefe Verbeugung und entfernte sich mit dem Brief unter dem Mantel.

Der Brief wurde dem Courier richtig übergeben und aus Florenz gebracht. Ehe dies aber geschah, hatte ein anderer, heimlich von Tito entsendeter Bote eine Mittheilung in Chiffern mit sich genommen, welche, durch eine ganze Kette von Vorspannpferden den bewaffneten Agenten des Herzogs von Mailand, Ludovico Sforza, die zu dem Zwecke, alle an der mailändischen Grenze anlangenden Depeschen aufzufangen, lauerten, überbracht wurde.

Fünfundsechszigstes Capitel.

Die Feuerprobe.

Etwas über eine Woche später, am siebenten April, bot die große Piazza della Signoria ein noch merkwürdigeres Schauspiel, als das des berühmten Freudenfeuers der Eitelkeiten dar, und eine noch größere Volksmenge als je vorher — selbst am Johannistage — versuchte auf der Piazza Plätze zu finden, um dasselbe mit anzusehen.

Es war fast Mittag, und seit dem frühesten Morgen fand ein immer mehr zunehmendes Herumdrängen des Volkes in jedem gut oder schlecht gelegenen, von den Façaden und Dächern der Häuser oder den Theilen der Straße, welche dem Publikum nicht abgesperrt waren, dargebotenen Winkel statt. Männer saßen auf eisernen, einen spitzen Winkel mit der Mauer bildenden Stangen, hielten schlanke Pfeiler mit Armen und Beinen umschlungen, ritten auf den Nacken grob gearbeiteter Statuen, welche hier und da über den Eingangsthüren der größeren Gebäude angebracht waren, fanden einen spannbreiten Sitz auf einem kleinen Architrav und einen Standplatz auf den rauhen Vorsprüngen des plumpen Steinwerks, während sie die in den Mauern unter ihnen angebrachten starken eisernen Stangen oder Klammern fest gepackt hielten.

Sie waren nämlich gekommen, um ein Wunder zu sehen; verkrampfte Glieder und abgeschundenes Fleisch schienen, solcher Aussicht gegenüber, nur geringfügige Unannehmlichkeiten. Es ist das gewöhnliche Loos der Menschen, von Wundern zu hören und mehr oder minder daran zu glauben; jetzt aber sollten die Florentiner ein solches zu sehen bekommen — wenigstens ein halbes; denn wenn der Mönch nicht ganz aus dem Feuer kam, so hatten sie ihn doch hineingehen sehen, und konnten daraus folgern, daß er in der Mitte desselben verbrannt sei.

Dem Anschein nach konnte kein vernünftiger Zweifel vorhanden sein, daß das Feuer angesteckt

werden würde und daß die Mönche hineingingen. Denn vor ihren Augen erhob sich die Plattform acht Fuß breit und zwanzig Ellen lang, mit einem Wald von Brennmaterialien schrecklich aufgehäuft, große, dürre Eichenäste zu unterst und knitternde Dornen oben darauf nebst gut eingeschmiertem Tauwerk und Lappen, die bekanntlich bei florentinischen Illuminationen schöne Flammen abgaben. Die Plattform begann an der Ecke der Marmorterrasse, dem alten Palaste gegenüber, dicht neben dem Marzocco oder Steinlöwen, dessen altes Gesicht finster auf den Haufen Brennholz, der sich quer über die Piazza zog, blickte.

Außerdem standen dort drei große Haufen Bewaffneter; fünfhundert Söldner der Signoria, die vor dem Palast standen, fünfhundert Compagnacci unter Dolfo Spini, weit davon, an der andern Seite der Piazza, und dreihundert bewaffnete Bürger einer andern Art unter Marco Salviati, einem Freunde Savonarola's, gegenüber der Loggia Orcagna's, wo die Dominikaner und Franziskaner mit ihren Wettkämpfern sich aufstellen sollten.

Hier war viele Arbeit und viel Geld verschwendet, da es hohen Würdenträgern galt. Man konnte vernünftigerweise nicht daran zweifeln, daß etwas Großes vor sich gehen würde; denn es mußte sicher etwas Großes sein, wenn die beiden Mönche einfach verbrannten, denn auch in diesem Falle hatte Gott gesprochen und deutlich erklärt, daß Fra Girolamo nicht sein Prophet sei.

Und man durfte nicht viel länger warten, denn es war jetzt beinahe Mittag. Die Hälfte der Mönche war bereits auf ihrem Posten, und in der Hälfte der Loggia, welche nach dem Palaste zu lag, wimmelte es schon von grauen Mänteln, während die andere, durch Schranken abgesonderte Hälfte noch ganz leer war, nur daß sich ein kleiner Altar daselbst befand. Die Franziskaner hatten ihre Plätze schweigend eingenommen, aber jetzt hörte man von der andern Seite der Piazza einen lauten Chorgesang von zweihundert Stimmen, und Alles freute sich, wenn auch nicht an jenem Gesange, so doch wenigstens an diesem Beweise, daß die Dominikaner erschienen waren. Diese laute, gesungene Wiederholung des Gebetes: „Laßt Gott den Herrn erscheinen, die Feinde all' zerstreuend," erschien einigen unparteiischen Ohren als die Absicht, mit Selbstvertrauen prunken und Furcht verbreiten zu wollen, und Aehnliches schien der feuerfarbige sammetne Chorrock anzudeuten, den Fra Domenico trug, indem er, das Kreuz in der Hand, sein einfaches Gemüth wirklich von Glauben erhoben und mit der ernstlichen Absicht, zum Ruhme Gottes und Fra Girolamo's durch die Flammen zu schreiten, vor der Prozession einherging. Hinter ihm kam Savonarola im weißen Priestergewand, in den Händen das Gefäß tragend, welches die geweihte Hostie enthielt. Auch er sang mit lauter Stimme, auch er blickte fest und vertrauensvoll darein, und da Aller Augen, theils in Besorgniß, theils in Bosheit oder bloßer Neugier von dem Moment an auf

ihn gerichtet waren, als er die Piazza betrat, bis er die Stufen der Loggia emporstieg und das Sacrament auf den Altar stellte, so zeigte sich in seinen Zügen ein gehobener Ausdruck und eine Energie, welche der Gespanntheit jener auf ihn sich heftenden forschenden Blicke gleich kam.

Wir Menschen sind fast durchgängig so beschaffen, daß der falsche Schein, an den wir mit peinlichem Zurückbeben gedacht haben, wenn er sich uns vorher in unserer Einsamkeit als eine Nothwendigkeit aufgedrängt hat, sich unserer Muskeln bemächtigt und unsere Lippen bewegt, als ob die Sache so sein müsse, wenn wir durch das Bewußtsein, daß Augen und Ohren von Zuschauern auf uns gerichtet sind, erregt werden. Und die Gewaltsamkeit dieser Erregung bei Savonarola kann kaum nach der Erfahrung gewöhnlicher Lebensverhältnisse bemessen werden. Vielleicht niemals hat ein Mensch einen mächtigeren Einfluß auf seine Nebenmenschen ausgeübt, ohne das eingeborene Bedürfniß des Beherrschens zu besitzen, und dieses Bedürfniß wird gewöhnlich um so gebieterischer, je mehr die Verwickelungen des Lebens das Ich unzertrennlicher von einem unselbstischen Zweck machen. So kam es, daß an diesem Tage der Feuerprobe die Falschheit, welche in jeder öffentlichen Laufbahn, sei es als Priester, Redner oder Staatsmann, die antreibende Versuchung ist, sich in Savonarola's Bewußtsein, daß er eine angenommene Rolle spiele, stärker ausprägte als jemals früher in seinem Leben. Er kämpfte nicht gegen ein ihm be=

vorstehendes Märtyrthum, sondern gegen das dräuende Verderben.

Deshalb sah er aus und handelte, als ob er durchaus von Vertrauen beseelt wäre, während eine Vorahnung mit bleiernem Gewicht auf seinem Herzen lastete, nicht nur wegen des wahrscheinlichen Ausgangs dieser Feuerprobe, sondern auch wegen einer andern bereits eingetretenen Begebenheit — einer Begebenheit, welche den Geist eines, von einem Fenster des alten Palastes auf den leidensmatten Propheten herniederblickenden Mannes mit sonnenheller Freude erfüllte. Es war ein gemeinsamer Wendepunkt, dem diese so weit von einander abgesonderten Lebenspfade zustrebten, daß vor zwei Abenden die Nachricht eingelaufen war, der florentinische Courier des Raths der Zehn sei angehalten und aller seiner Depeschen beraubt worden, so daß Savonarola's Brief bereits in den Händen des Herzogs von Mailand war und bald in die des Papstes gelangen, und auf diese Weise dessen Wuth nicht nur steigern, sondern die strengsten Maßregeln rechtfertigen würde. Tito Melema's Zufriedenheit war eigentlich keine Bosheit, sondern die ruhige Selbstbeglückwünschung eines Mannes, der ein Spiel gewonnen hatte, das scharfsinnige Geschicklichkeit erfordert, keineswegs aber die Muskeln aufregt und das Blut erhitzt. Natürlich konnte dieses Convolut von Wünschen und Bestrebungen: „menschliche Natur" benannt, wenn es in der Gestalt eines ehrlich aussehenden Predigermönchs, der mehr oder weniger ein Betrüger ist, gemodelt erscheint, nichts

Rührendes für einen geistreichen Gelehrten, der Alles verstand, haben. Dennoch war dieser tonsurirte Girolamo mit der hervorspringenden Nase und der aufgeworfenen Unterlippe ein außerordentlich tüchtiger Mönch, der neben seinen abgeschmackten abergläubischen Aufstellungen und Erfindungen sehr merkwürdige Ansichten über die Regierungskunst hatte, kein Schwätzer, sondern ein Mann, der sein Geheimniß für sich bewahrte. Tito hegte gegen ihn nicht mehr Groll wie gegen den heiligen Dominicus selbst. Im Gegentheil, Fra Girolamo's Dasein war Tito Melema im höchsten Grade erwünscht gewesen, da er ihm als Sprosse der Leiter diente, von der er auf einen neuen glatten Boden zu seiner größten Befriedigung hinüberspringen konnte. Und jetzt war Alles in rascher Vorbereitung zu diesem Sprunge; noch einmal sollte die Sonne auf- und untergehen, und dann hoffte Tito Florenz zu verlassen. Er war so eifrig gewesen, daß er Muße genug hatte, sich an dem heutigen Schauspiele zu ergötzen, das der plumpgeistige Dolfo Spini ohne ihn nie hätte zu Stande bringen können.

Noch immer hörte der laute Choral nicht auf, sondern wuchs vielmehr zu einem betäubenden Gebrülle an, da er überall auf der Piazza von den Piagnoni wiederholt wurde, die ihre kleinen rothen Kreuze als Erkennungszeichen trugen und fast Alle das Gebet um Vernichtung der Feinde Gottes sangen, in der Erwartung, daß ihnen die Antwort durch einen Vornehmeren als Fra Domenico zu Theil werden

würde. Dieser gute Frate in seinem feuerfarbenen Chorrock kniete jetzt vor dem kleinen Altar, auf welchem das Sacrament stand, seines Rufs gewärtig.

Auf der Seite der Loggia, wo die Franziskaner standen, gab es weder Choral noch Feuerfarbe, nur Schweigen und graue Farbe. Dagegen wog bei ihnen der Umstand auf, daß sie zwei Kämpen hatten: einen gewissen Fra Giuliano, der mit Fra Domenico kämpfen sollte, während der ursprüngliche Herausforderer, Fra Francesco, seine Herausforderung auf Savonarola beschränkt hatte.

„Gewiß," so dachten die unbequem auf Stangen und Säulen hockenden Leute, „muß jetzt Alles bereit sein. Dieser Singsang dürfte schon aufhören, und wir würden besser sehen, wenn die Mönche nach der Plattform gingen."

Aber die Mönche rührten sich noch nicht. Bleiche Franziskanergesichter blickten besorgt über die Schranken nach jenem feuerfarbenen Chorrock. Derselbe erschien ihnen verdächtig und konnte verzaubert sein, so daß am Ende ein falsches Wunder durch Magie geschähe. Der Mönch konnte unversehrt aus den Flammen hervorgehen, und das Ganze dennoch nur Teufelswerk sein.

Und jetzt fand ein Laufen zwischen der Loggia und der Marmorterrasse des Palastes statt, und das gellende Gesinge wurde etwas leiser, denn Jeder fing an, von der Ferne aus gespannter hinzusehen. Es zeigte sich aber bald, daß die neue Bewegung kein Anfang, sondern ein Hinderniß für den Anfang war.

Die florentinischen Würdenträger, welche als Anordner auf beiden Seiten in dieser Sache ernannt waren, gingen in den Palast und kamen wieder, und es gab ein lebhaftes Debattiren mit den Franziskanern. Endlich bemerkte man, daß Fra Domenico, der durch seine Feuerfarbe hervorstach, nach dem Palast geholt wurde. Wahrscheinlich war das Feuer schon angezündet (es war dies schwer von fern zu sehen), und das Wunder sollte beginnen.

Aber nichts von allem Dem. Der feuerfarbene Chorrock verschwand innerhalb des Palastes; dann wurde noch ein Dominikaner geholt, und eine geraume Zeit hindurch war Alles wieder wie zuvor: das langweilige, nichts weniger als wunderbare Gesinge und Fra Girolamo, der in seinem weißen Gewande noch immer an der nämlichen Stelle stand. Endlich aber geschah etwas; man sah Fra Domenico wieder aus dem Palaste kommen und zu seinen Brüdern zurückkehren. Er hatte sein ganzes Gewand mit einem Bruder Dominikaner gewechselt, war aber an jeder Seite von einem Franziskaner bewacht, damit er nicht, wenn er in Savonarola's Nähe käme, von Neuem verzaubert werde.

„Aha!" dachten die entfernteren Zuschauer, etwas weniger ihre erstarrten Glieder und den Hunger spürend, „Fra Domenico wird also nicht durch die Flammen gehen; Fra Girolamo wird sich nun doch selbst als Opfer anbieten. Wir werden ihn gleich sich in Bewegung setzen sehen, und wenn er aus

dem Feuer kommt, wird er einen schönen Anblick gewähren.“

Aber Fra Girolamo machte keine Bewegung als die, jede Rede gewöhnlich begleitende. Die Rede war kühn und fest, vielleicht etwas zu ironisch verweisend, gleich der, die Elias den Baalspriestern hielt, das Aufhören dieser erbärmlichen Zögerungen verlangend. Das Reden ist jedoch die am meisten aufbringende Beweisführung Denjenigen gegenüber, welche außer Gehörsweite sind, mit erlahmten Gliedern und leerem Magen. Und wozu war überhaupt eine Rede nöthig? Wenn das Wunder nicht anfing, so konnte nur Fra Girolamo die Schuld davon tragen, der ja doch alle Hindernisse zu beseitigen vermochte, indem er sich jetzt, da das Feuer bereit war, als Opfer darbot, wie er doch voreifrig genug gethan hatte, als er gar keinen Brandstoff sah.

Und wieder von Neuem eine Bewegung auf und ab! wieder neues Hin- und Hersprechen! Und der Nachmittag schien desto schneller zu entschwinden, da sich Wolken gehäuft hatten, welche überall die Beleuchtung veränderten, und die an Leib und Seele hungrigen Zuschauer durchkälteten.

Erst war es das Crucifix, welches Fra Domenico mit in die Flammen nehmen wollte, und das er nicht auf diese Art profaniren sollte. Nach einigem Widerstande gab Savonarola dieser Einsprache nach und hatte so den Vortheil, noch eine Vergünstigung einzuräumen, aber er überreichte dem Fra Domenico alsbald das Gefäß, welches die geweihte Hostie ent-

hielt. Der Gedanke, daß die Gegenwart dieses geheiligten Mysteriums schlimmsten Falls die gewöhnliche Wirkung des Feuers hindern dürfte, schwebte seinem Geiste als Möglichkeit vor; aber der Ausgang, auf den er am meisten rechnete, war von einer positiveren Art. Indem er die Hostie erhob, sagte er ruhig, als ob er nur das thäte, was von Anfang an vorausgesetzt war:

„Da sie nicht wollen, daß Du mit dem Crucifix hineingehest, mein Bruder, so nimm nur das Sacrament mit Dir!"

Neues Entsetzen unter den Franziskanern, neue Entschlossenheit bei Savonarola! Jene sagten: es sei eine ruchlose Anmaßung, das Sacrament in das Feuer zu tragen; wenn es verbrenne, so würde das Aergerniß im Geiste der Schwachen und Unwissenden groß sein. — Dieser erwiderte: durchaus nicht, denn selbst wenn es verbrenne, so würden nur die äußeren Bestandtheile vom Feuer verzehrt werden, die Substanz aber würde bleiben. — Dieses war eine Streitfrage, über die man bis zum Sonnenuntergange disputiren konnte, und die doch so elastisch wie vorher blieb, und Niemand konnte den Vorschlag machen, sie dadurch zu lösen, daß man zur Probe selbst schreite, da es wesentlich eine Vorfrage sei. Man brauchte nur auf beiden Seiten fest zu bleiben, daß die Franziskaner darauf bestanden, die Hostie nicht mit in's Feuer nehmen zu lassen, während Fra Domenico darauf beharrte, nicht ohne dieselbe hineinzugehen.

Inzwischen wurden die Wolken immer dunkler, die Luft immer kälter. Selbst der Gesang schwieg, da er unhörbarem Debattiren gewichen war, und die verworrenen Töne von Gesprächen auf der ganzen Piazza zeigten, daß die Erwartung überall nachließ, und trugen zu der aufreizenden Ahnung bei, daß nichts Entscheidendes mehr geschehen würde. Hier und dort hörte man vereinzelte Laute, dann immer häufiger ein lauteres Höhnen:

„Steckt das Feuer an, und jagt sie hinein!“ „Laßt uns einen Bratengeruch haben!“ „Wir wollen essen!“ „Komm, Prophet, laß uns wissen, ob innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden etwas geschehen wird!“ „Ja, ja, was war Deine letzte Vision?“ „O, er hat ein ganzes Dutzend in sich; das ist sein Kleingeld für ein Wunder!“ „Heda, Frate, wo steckt Ihr?“ „Das thut nichts, wenn auch die Feuerung drauf geht!“

Und immer noch dasselbe Hin- und Herlaufen zwischen der Loggia und dem Palaste! immer noch dieselben Debatten, leise und der Menge unverständlich, wie die Gespräche von Insecten, die einander mit den Fühlhörnern, anscheinend zu keinem andern Zwecke, als dem des Gehens und Kommens, berühren. Aber es währte nicht lange, bis eine Erläuterung der ungehörten Verhandlungen, in welchen Fra Girolamo beständig der Sprecher war, die Runde machte: er war es, der die Feuerprobe verhinderte, Jeder drang in ihn und er zauderte.

Bald waren die Ausrufungen nicht mehr einzeln

unterscheidbar, sondern verloren sich in einem Getöse nicht nur von Stimmen, sondern von klirrendem Stahl und stampfenden Füßen. Die Muthmaßungen des aufgebrachten Volks hatten alte Neigungen bei Dolfo Spini und seiner Schaar von Compagnacci aufgeweckt; es schien ihnen eine günstige, nicht zu versäumende Gelegenheit, den florentinischen Wirren ein Ende zu machen, indem sie sich der Person des Erzheuchlers bemächtigten. Ein kräftiger Anlauf der Bewaffneten gegen die Loggia fand statt, der das Volk bei Seite, oder auf die vor dem Palaste aufgestellte Reihe Soldaten zu trieb. Bei dieser Bewegung hörte Alles, sowol bei den Mönchen, wie bei den erschreckten Behörden auf, ausgenommen die ängstliche Neugierde, was aus diesem Kampfe werden würde.

Aber die Loggia war durch die von dem tapfern Salviati angeführte Schaar wohl bewacht, und die Söldner der Signoria halfen ihnen, den Angriff zurückzutreiben. So wogte das Gedränge und Gestampfe wieder rückwärts bis zum Tetto de' Pisani, als die Schwärze des Himmels in diesem Augenblicke der vollständigsten Verwirrung zuzunehmen schien, und der Regen, der sich bereits in einzelnen Tropfen bemerkbar gemacht hatte, jetzt mit zunehmender Heftigkeit herabzuströmen begann, das Holz durchnäßte, in Güssen die Plattform überschwemmte, die ermatteten und hungrigen Zuschauer bis auf die Haut durchnäßte und ihre Wuth und den Ekel nach innen trieb, um dort in feuchter Dunkelheit weiter zu gähren.

Jedermann merkte nun, daß die Feuerprobe nicht stattfinden würde. Die Signoria freute sich sehr über den Regen, als eines zufälligen, jeden andern Vorwand überflüssig machenden Grundes, um zu erklären, daß beide Parteien nach Hause gehen möchten. Das war der Ausgang, den Savonarola erwartet und ersehnt hatte, und doch würde man seine Gefühle falsch schildern, wollte man sagen, daß er froh war. Als der Regen herabrauschte, gegen das Gebäude der Loggia schlug und seine Tropfen über Altar, Gewänder und Gesichter spritzte, wußte der Frate, daß die Anforderung an ihn oder an die Seinigen, die Feuerprobe zu bestehen, nicht mehr gestellt werden könne. Aber er wußte auch mit einer Gewißheit, die eben so unwiderstehlich war, wie die feuchte Kälte, die seinen Körper befallen hatte, daß der Zweck seiner Feinde erreicht und seine Ehre nicht gerettet war. Er wußte, daß er wieder durch die wüthende Menge hindurch nach San Marco gehen mußte, und daß die Herzen vieler Freunde, die ihn früher mit ihrem Leben beschützt haben würden, jetzt gegen ihn gewendet waren.

Als der Regen nachgelassen hatte, bat er die Signoria um militärische Bedeckung, die ihm auch gewährt wurde. Hatte er gesagt, daß er gewillt sei, für das Werk seines Lebens zu sterben? Ja, und er hatte keine Unwahrheit gesprochen. Aber in der Schande sterben, als Heuchler und Lügenprophet dem Hohn preisgegeben? „O Gott! das ist kein Märtyrthum! das ist das Ausstreichen eines Lebens,

das nur ein Protestiren gegen Unrecht gewesen war. Laß mich sterben wegen des Werthes, der in mir liegt, nicht wegen meiner Schwäche!"

Der Regen hatte jetzt ganz aufgehört, und das Licht von den sich theilenden Wolken fiel auf Savonarola, als er die Loggia inmitten seiner Wache verließ und mit dem Sacrament in der Hand, wie er gekommen war, einher schritt. Aber es schien keine Glorie in dem Lichte, das ihn bestrahlte, kein Lächeln des Himmels für ihn; es war nur das Licht das geduldig und unparteiisch herabscheint, rechtfertigend oder verdammend, indem es einfach alle Dinge in dem langsamen Processe ihres Reifens zeigt. Er hörte keine Segnungen, keine Laute des Mitleids, sondern nur Verwünschungen und Verhöhnungen. Er wußte, daß dies nur ein Vorschmack zukünftiger Bitterkeit war; und doch wuchs sein Muth bei diesen moralischen Angriffen, und er zeigte keine Entmuthigung.

„Gut parirt, Mönch," sagte Tito, als Savonarola die Stufen der Loggia hinabstieg — „aber ich besorge, Deine Laufbahn in Florenz ist zu Ende. Was meint Ihr dazu, guter Nicolo."

„Es ist schade, daß seine Unwahrheiten nicht alle weiser Art waren," erwiderte Machiavelli mit melancholischem Achselzucken, „er hätte, da die Zeit so günstig für ihn war, wie sie jetzt in kirchlichen Angelegenheiten ist, Großes wirken können."

Sechsundsechszigstes Capitel.

Die Larve der Furien.

Der nächste Tag war Palmsonntag oder Olivensonntag, wie er gemeiniglich in dem von Oelbäumen bewachsenen Valdarno genannt wurde, und die Morgensonne schien nach dem gestrigen Regen in einer noch schöneren Reinheit. Noch einmal bestieg Savonarola die Kanzel von San Marco und sah eine Schaar um sich versammelt, deren Glauben an ihn noch immer unerschüttert war, und an diesem Morgen erklärte er sich ruhig und mit trauriger Aufrichtigkeit bereit, zu sterben; er sah an der Spitze aller Visionen seinen Tod. Noch einmal sprach er den Segen, und sah die Gesichter von Männern und Frauen in ehrfurchtsvoller Liebe zu ihm emporgerichtet; dann verließ er die Kanzel, um sie nie mehr zu besteigen.

Denn ehe die Sonne unterging, war Florenz in vollem Aufruhr. Die Tags vorher aufgeregten Leidenschaften glimmten an diesem Morgen heimlich fort, und brachen endlich auf's Neue mit einer planweise erneuerten Wuth und nicht ohne amtliches Einverständniß aus. Der Aufstand hatte im Dom begonnen, als einige Compagnacci die Abendpredigt, zu welcher die Piagnoni versammelt waren, stören wollten. Kaum war aber das Blut der Menge in Wallung gekommen und die Störungen waren zu

einer Schlägerei geworden, als das Geschrei: Nach San Marco! Werft Feuer in San Marco! erschallte.

. Und lange, ehe noch das Tageslicht ganz entschwunden, waren Kirche und Kloster von einer wüthenden, immer mehr anschwellenden Menge belagert, — aber nicht ohne Widerstand. Die Mönche, welche schon längst die Feindseligkeiten draußen gewahrten, hatten Waffen in das Kloster geschafft, und einige von ihnen kämpften so wacker in ihren langen weißen Tuniken, als ob sie Tempelritter wären. Selbst der Befehl Savonarola's vermochte nichts gegen den Trieb der Nothwehr über Arme, die unter der Sarsche des Dominikanergewandes noch kräftig waren. Auch Laien waren dort, welche sich nicht entfernen wollten und von denen einige wüthend fochten. Man feuerte vom Hochaltar neben dem großen Crucifix, Steine und glühende Asche wurden vom Klosterdache heruntergeschleudert, und in den Kreuzgängen kämpfte man mit blanker Waffe. Trotz der Menge der Belagerer dauerte der Angriff bis spät in die Nacht hinein.

Die Demonstrationen der Regierung waren durchaus gegen das Kloster gerichtet; gleich bei Beginn des Angriffs waren Abtheilungen Wache geschickt worden, nicht etwa um die Angreifer zu zerstreuen, sondern um allen im Kloster Versammelten den Befehl zu überbringen, daß sie die Waffen niederlegen, den Nichtgeistlichen, daß sie das Kloster verlassen sollten, und Savonarola, daß er innerhalb zwölf

Stunden das florentinische Gebiet verlasse. Hätte Savonarola darauf hin gleich das Kloster verlassen, so wäre er kaum dem Schicksal entgangen, in Stücke zerrissen zu werden; er selbst wollte gehen, aber seine Freunde hinderten ihn daran. Es wurde selbst von einigen hochgestellten Weltlichen als gefährlich erkannt, sich über die Gartenmauer zu retten, aber unter denen, welche dieses thaten, befand sich Francesco Valori, welcher hoffte, von draußen her Entsatz zu bringen.

Und jetzt, als es schon tief in der Nacht war, als der Kampf nicht viel länger dauern konnte und die Schwerter der Compagnacci bald in die Bibliothek dringen mußten, wo Savonarola mit den Brüdern, welche entweder nicht zu den Waffen gegriffen, oder sie auf seinen Befehl niedergelegt hatten, betete, — kam eine zweite Abtheilung Soldaten, von der Signoria beauftragt, sich der Person des Fra Girolamo und seiner zwei Mithelfer Fra Domenico und Fra Salvestro zu bemächtigen.

Laut erschallte das Gebrüll triumphirenden Hasses, als das Licht der Lanternen den Mönch zeigte, wie er zwischen einer Wache, die ihm keine andere Sicherheit als die des Gefängnisses verhieß, aus der Thür des Klosters trat. Jetzt kämpfte man darum, wer der Erste in dem Strom sein sollte, welcher sich durch die enge Straße ergoß, um den Propheten, von Schmach bedeckt, nach der Piazza bringen zu sehen, wo er ihr gestern getrotzt hatte, — wer den besten Platz haben sollte, ihn zu beschimpfen, zu treten und zu schlagen.

Dies wurde einigen Compagnacci, die sich zwischen die Wachen mischen konnten, eben nicht zu schwierig.

Als Savonarola sich inmitten dieser schreienden Menge gezerrt und gestoßen sah, als Lanternen emporgehoben wurden, um ihm höhnische Gesichter zu zeigen, als er sich bespieen und unter den rohesten Schimpfreden getreten und geschlagen fühlte, schien es ihm, als sei die schlimmste Bitterkeit seines Lebens vorüber. Wenn die Menschen ihn als schuldig verdammten und nach seinem Blute lechzten, so erwartete ihn doch nur der Tod. Aber der ärgste Tropfen der Bitterkeit kann unseren Lippen nicht von draußen eingegeben werden, die tiefste Tiefe der Entsagung ist nicht im Martyrthum, sondern findet sich nur da, wo wir unser Haupt schweigend verhüllt und gefühlt haben: „Ich bin nicht würdig, ein Märtyrer zu sein, die Wahrheit wird siegen, aber nicht durch mich."

Der kurze unvollkommene Triumph, den Mönch zu beschimpfen, der bald unter dem Thorwege verschwunden war, glich dem ersten Blute, das der Tiger gekostet hat. Gab es nicht Häuser der Freunde des Heuchlers zu plündern? Schon hatte sich die eine Hälfte der bewaffneten Menge, die zu weit nach hinten war, um werkthätig an der Belagerung des Klosters Theil nehmen zu können, an die einträglichere Arbeit gemacht, reiche Häuser anzugreifen, und zwar nicht in planloser Plünderungssucht, sondern mit der unterscheidenden Auswahl solcher Gebäude, welche den Häuptern der Piagnoni gehörten — ein Beweis, daß der Tumult organisirt war und daß

der Pöbelhaufe mit Keulen und Stöcken von schwertumgürteten Compagnacci gut angeführt wurde. War nicht noch der zweite Hauptverbrecher nach dem Frate, war nicht der ehrgeizige Francesco Valori da, der im Verdacht stand sich mit Beihülfe des Mönchs zum Dogen oder zum Gonfaloniere auf Zeit Lebens machen zu wollen? Und der weißhaarige Mann, der vor acht Monaten seinen Arm und seine Stimme mit einem so wilden Begehr nach Gerechtigkeit gegen fünf seiner Mitbürger erhoben hatte, entkam aus dem Kloster San Marco nur, um zu erfahren, was Andere Gerechtigkeit nannten: sein Haus von einer wüthenden gierigen Menge umringt, sein Weib von einem Pfeilschusse durchbohrt zu sehen, und selbst, als er sich auf den Weg machte, einer Vorforderung in den Palast nachzukommen, von dem Schwerte Ridolfi's und Tornabuoni's ermordet zu werden.

Auf diese Art wurde diese Larve der Furien, „Revolution" genannt, in Florenz die Stunden der Nacht und des frühen Morgens hindurch fortgespielt.

Aber der Hauptlenker blieb unsichtbar; er hatte gewichtige Gründe, seine Befehle von einem abgelegenen Versteck aus zu ertheilen, da er einen zu großen Namen trug, um seine rothe Feder bei aller der vor Tagesanbruch noch zu verrichtenden Arbeit öffentlich wehen zu lassen. Dieser Versteck war dasselbe Haus, dasselbe Zimmer in einer ruhigen Straße zwischen Santa Croce und San Marco, wo wir Tito gesehen haben, wenn er Dolfo Spini ins-

geheim einen Besuch abstattete. Hier saß der Hauptmann der Compagnacci in jener denkwürdigen Nacht und empfing Gäste, einige als bewaffnete Compagnacci, andere verkappt und ohne sichtbare Waffen, die ab und an kamen und gingen. Der Tisch war reichlich mit Wein und Bechern für zufällige Besucher gedeckt, und obgleich Spini sich wohl vor übermäßigem Trinken hütete, so nahm er doch von Zeit zu Zeit genug zu sich, um die, von den ihm fortwährend zugebrachten Mittheilungen hervorgerufene Aufregung zu erhöhen.

Unter den vermummten Besuchern war Ser Ceccone einer der eifrigsten, und als die Stunden dem Morgendämmern zueilten, waren er und Francesco Cei, der sich jetzt nur zum Scheine und in der Erwartung, daß mit dem Sturz des Frate seine Verbannung widerrufen werden würde, in Florenz verborgen hielt, seine beständigen Gefährten.

Die Kerzen waren zu niedrigen formlosen Massen niedergebrannt, und Löcher in den Fensterläden wurden bereits durch ein mattes, von außen einfallendes Licht bemerkt, als Spini, der von seinem Sitze aufgefahren war, und nach einem, mit seinen beiden unkriegerischen Genossen gepflogenen Gespräche, mit Zornesröthe im Gesicht, heftig auf und ab ging, ausrief:

„Daß ihn der Teufel spieße! er soll es aber büßen! Ha ha, er soll die Klauen fühlen, wenn er nicht daran denkt. Er wollte also der große Mann sein? Er wollte also mir Alles in die Kappe schieben,

als wäre ich ein blinder Bettler, und die ganze Zeit über hat er gewirkt und seine Tasche gefüllt. Ich hätte Lust, ihm ein Fell überzuhängen und meine Hunde auf ihn zu hetzen! Und nun hat er meinen schönen Rubin bekommen, den ich kindisch genug war ihm gestern zu geben. Verflucht! und er lachte sich vor zwei Jahren in's Fäustchen und vereitelte den besten Plan, der je ersonnen war. Ich war ein Thor, mich einem Schurken anzuvertrauen, der langgesponnene Anschläge hatte, deren Ende Niemand absah, als er allein."

„Und obendrein ein Grieche, der in Florenz mit Edelsteinen bepackt hereinschneite," sagte Francesco Cei, in dessen Zügen ein Anflug von Lustigkeit über Spini's Toben sichtbar war, „Ihr wähltet Euren Vertrauten eben nicht sehr klug, theurer Dolfo."

„Er ist viel klüger als Ihr, Francesco, und auch noch schöner," sagte Spini, sich gegen seine Genossen mit dem Wunsche, Alles was ihm in die Nähe kam, zu ärgern, wendend.

„Ich begreife gehorsamst," bemerkte Ser Ceccone, „Messer Francesco's poetischer Genius überwiegt —"

„Ja, ja, reibt Eure Hände! Ich hasse Eure Notarpfiffe," unterbrach ihn Spini, dessen Gönnerschaft zum großen Theil in dieser Art von Freimuth bestand. „Aber da kommt Taddeo oder sonst Jemand; jetzt ist die Zeit! Was giebt es, wie?" fuhr er fort, als zwei Compagnacci mit erhitzten Mienen eintraten.

„Schlechte Neuigkeiten!" sagte der Eine, „das

Volk hatte sich vorgenommen, Soderini's Haus zu plündern, und da sie daran verhindert wurden, so werden sie sich gegen uns wenden, wenn wir uns nicht in Acht nehmen. Ich vermuthe, daß einige Mediciäer unter ihnen herumsummen, und wir können es sehr bald erleben, daß sie Euern Palast jenseits der Brücke angreifen, wenn wir nicht einen andern Köder für sie finden."

„Ich habe ihn!" rief Spini, und indem er Taddeo beim Gürtel faßte, zog er ihn bei Seite, um ihm einige Anweisungen zu geben, während der Andere indeß Cei erzählte, wie die Signoria sich wegen Soderini's Haus in's Mittel gelegt hatte.

„So!" rief Spini jetzt, Taddeo leicht nach der Thür zu hinschiebend, „geht, und rasch abgefertigt!"

Siebenundsechszigstes Capitel.

Er lauert am Ufer.

Um die Zeit, als die beiden Compagnacci an ihr Geschäft gingen, ging noch ein anderer Mann, an der andern Seite des Arno, in das kalte graue Dämmerlicht hinaus. Sein Gewerbe konnte anscheinend mit dem ihrigen nichts gemein haben; er schritt dem Ufer des Flusses zu nach einem Ort,

der, obgleich er innerhalb der Stadtmauern lag, gänzlich unbebaut war, und der durch die Magazine und Speicher, welche in geringer Entfernung ihre Rückseite dem Wasser zukehrten, nur um desto verborgener und vereinsamter erschien. Eine dort befindliche, abschüssige Fläche, von hohem Grase und Schilf besetzt, wurde noch dumpfiger durch breite Siele, welche sich hier und da in den Arno entleerten.

Die Siele und die Einsamkeit lockten diesen Mann an, sich in das Gras zu setzen und sich über das Wasser zu neigen, welches schnell in den, von Kanälen durchschnittenen Abhang neben ihm herniederschoß; denn eines dieser freundlichen Bächlein hatte ihm einst ein großes Stück Brot und mehr als einmal eine rohe Mohrrübe und Apfelschalen zugeführt. Es war der Mühe werth, auf solche glückliche Zufälle an einem Orte zu warten, wo Niemand zu sehen war, und oft kam er in seiner unruhigen Schlaflosigkeit vor Tagesanbruch hierher; es konnte ihn einen Tag lang vor der Nothwendigkeit retten, stumm bettelnd auf einer Kirchentreppe oder am Wege außerhalb der Porta San Frediano zu sitzen.

Denn Baldassarre haßte das Betteln so sehr, daß er vielleicht lieber gestorben wäre, als selbst zu diesem stummen Flehen seine Zuflucht zu nehmen, wenn nicht ein Grund vorhanden gewesen wäre, daß er zu leben wünschte. Es war nicht mehr eine Hoffnung, sondern nur die Möglichkeit, welche sich

an jede Idee, die sich des Geistes vollkommen bemächtigt hat, anklammert — jene Möglichkeit, welche das Weib antreibt, an der Küste auf das Schiff zu warten, welches einen lieben Gegenstand an Bord hatte, obgleich alle Nachbarn wissen, daß das Schiff schon vor langen Jahren Schiffbruch gelitten hat. Nachdem er aus dem Klosterhospital gekommen war, wo die Mönche von San Miniato sich seiner, so lange er hülflos gewesen war, angenommen hatten; nachdem er vergeblich auf das Weib, die ihm helfen sollte, gewartet und angefangen hatte zu glauben, daß sie an der Pest gestorben sei, welche den ganzen Raum, seit dem Abend, als er sie verließ, erfüllte, war er unfähig gewesen, irgend ein Mittel zu erdenken, wie die geheiligte Rache durch seinen Arm vollstreckt werden könne. Sein Messer war fort, und er war zu schwach an Körper, um ein zweites mit seiner Hände Arbeit zu verdienen, zu schwach an Geist, um, selbst wenn er das Messer gehabt hätte, dazu zu thun, daß es seinen Zweck erfülle. Er war ein zerstörter, verwirrter, verlassener alter Mann, und dennoch wünschte er zu leben; er wartete auf etwas, von dem er kein klares Bewußtsein hatte; etwas Dunkles, Gestaltloses, das ihn erschreckte und seinen Puls zu höheren Schlägen antrieb, wie jenes unbekannte Etwas, nach dem wir uns umschauen, wenn wir vom Schlafe auffahren, obgleich weder eine Stimme, noch eine Berührung uns erweckt hat. Baldassarre wünschte zu leben, deshalb kroch er hinaus in das Morgengrauen, und setzte sich in das

hohe Gras, und beobachtete die Gewässer, die ein unbestimmtes Versprechen in sich bargen.

Indessen waren die Compagnacci bei ihrem Werke thätig. Die furchtbaren bewaffneten Banden, ihrem eigenen Willen überlassen, hatten sich, ohne daß die verlegene, wo nicht gar mit ihnen einverstandene Signoria sie hinderte, in zwei Schaaren getheilt, die bald auf verschiedenen Wegen dem Arno zueilten, die kleinere Abtheilung nach der Rubaconte-Brücke, die größere nach dem Ponte vecchio; bei beiden aber waren dieselben Worte als Losung von Mund zu Mund gegangen, und fast jeder Mann von ihnen wußte, daß er nach der Via de' Bardi marschire, um dort ein Haus zu plündern. Wenn er keinen andern Grund wußte, konnte er da einen besseren verlangen?

Die bewaffneten Compagnacci wußten etwas mehr; denn ein kurzes Commandowort fliegt rasch, und die Führer der beiden Ströme des Pöbelhaufens waren vollkommen davon unterrichtet, daß sie sich vor einem bestimmten, gegen das östliche Ende der Via de' Bardi gelegenen Hause treffen sollten, dessen Herr wahrscheinlich im Bette sein und in seinem Morgenschlafe überfallen werden würde.

Der Herr dieses Hauses war aber weder im Bette, noch schlafend; er war die ganze Nacht nicht im Bett gewesen. Denn Tito's Unruhe, Florenz zu verlassen, war durch die Begebenheiten des vorhergehenden Tages erhöht worden. Untersuchungen mußten erfolgen, bei denen man sich wahrscheinlich an

ihn wenden würde, so daß seine Abreise einen Aufschub zu erleiden hätte, und er hatte eine bange Ahnung, daß jeder Verschub ihm Gefahr bringen könne. Die Falschheit war glücklich und kräftig geworden, hatte aber das Zwillingsleben „Furcht" in ihrer Brust genährt. Er trug sein Panzerhemd nicht mehr, denn er fürchtete Baldassarre nicht länger, aber von der Leiche dieser todten Furcht hatte sich ein Geist erhoben — die nie sterbende Gewohnheit der Furcht. Er fühlte, daß er nicht sicher sein würde, bis er aus diesem wilden, unruhigen Florenz fort wäre, und jetzt war er bereit zu gehen. Maso sollte sein Haus dem neuen Einwohner überliefern, seine Pferde und Maulthiere erwarteten ihn in San Gallo.

Tessa und die Kinder waren für diese Nacht in dem Borgo außerhalb des Thores einquartirt und sollten sich bereit halten, die Maulthiere zu besteigen und ihn zu treffen. Er stieg die steinernen Stufen in den Hof hinab, ging durch den großen Thorweg, nicht derselbe Tito, aber doch eben so glänzend wie am Tage, da er zuerst dieses Haus betrat und den Fehler beging, sich in Romola zu verlieben. Dem Fehler war jetzt abgeholfen, das alte Leben war abgethan und sollte nun bald hinter ihm liegen.

Er wandte sich raschen Schrittes nach der Piazza dei Mozzi um, über die Rubacontebrücke zu gehen, aber unterweges schlugen gewisse Töne an sein Ohr, die Ursache waren, daß er umdrehte und noch eiliger in der entgegengesetzten Richtung fortschritt Kam der Pöbel nach Oltrarno? Es war dies eine große

Unannehmlichkeit, denn er hätte lieber den einsamen Weg gewählt. Er mußte jetzt über den Ponte vecchio gehen, und widerwärtige Empfindungen machten, daß er den Mantel dichter um sich zog und in der größten Eile vorwärts schritt. Es war Niemand da, der ihn in diesem fahlen Morgengrauen sehen konnte. Ehe er aber das Ende der Via de' Bardi erreichte, drangen ähnliche Töne und zwar dieses Mal lauter und näher als vorher, zu seinen Ohren. Hatte er sich vorher getäuscht? Der Volkshaufe mußte über den Ponte vecchio kommen. Auf's Neue kehrte er von Furcht, die stärker war als Ueberlegung, getrieben, um, aber nur um zu gewahren, daß der Haufe jetzt wirklich von dem andern Ende in die Straße einbog. Er zog es vor, nicht nach seinem Hause zurückzukehren, denn keinesfalls würden sie ihn persönlich angreifen. Freilich trug er einige Kostbarkeiten an sich, und bei einem Volkshaufen ist Alles möglich, nur nicht Vernunft und Ordnung. Aber die Nothwendigkeit schafft Muth. Er ging nach dem Ponte vecchio zu, während das Gestampfe und Tosen verworrener Stimmen vor ihm so laut ward, daß er das Lärmen hinter sich nicht mehr hörte.

Denn er hatte das Ende der Straße erreicht, und der von der Brücke herwogende Schwarm traf ihn an der Ecke und sperrte ihm den Weg. Er hatte keine Zeit, sich über einen plötzlichen gellen Schrei zu wundern, als er sich auch schon, und zwar zuerst nicht von einem unbewaffneten Pöbelhaufen, sondern von bewaffneten Compagnacci umringt sah.

Seine nächste Empfindung war, daß seine Mütze herabfiel und daß er gewaltsam mitten zwischen die Volksschaar, längs des engen Wegs auf der Brücke, hineingestoßen wurde. Dann vernahm er die Rufe: „Ein Piagnone! Ein Medicäer! — werft ihn über die Brücke!"

Sein Mantel wurde mit so kräftigen Griffen gezerrt, daß er erwürgt wäre, hätte die Spange nicht nachgelassen. Dann griff man nach seiner Gürteltasche; inzwischen wurde er fortwährend gezerrt — gedrängt; der Griff nach seiner Tasche mißlang und dieselbe hing noch immer an seiner Seite. Schreien, Heulen und unsinniges Fluchen klang betäubend vor seinen Ohren und fand ein Echo selbst unter Denen, die ihn noch gar nicht sehen konnten, sondern nur wußten, daß es galt einen Menschen zu beschimpfen. Tito's größte Angst war, daß er zu Boden geschlagen und unter die Füße getreten werden möchte ehe er die offenen Bögen, welche den Mittelpunkt der Brücke überragen, erreicht hatte. Noch eine Hoffnung gab es für ihn, daß sie ihn über das Geländer werfen würden, ehe sie ihn verwundet oder durch Schlagen entkräftet hätten, und seine ganze Seele war von der einen Hoffnung und ihrem schreckensvollen Gegensatz eingenommen.

Ja, jetzt waren sie bei den Bögen angelangt. In diesem Augenblicke hatte Tito, mit blutleerem Antlitz und weitgeöffneten Augen, eine jener rettenden Eingebungen, wie sie dem Menschen in der höchsten Noth kommen. Mit einer plötzlichen ver=

zweifelten Anstrengung sprengte er die Spange seines Gürtels, warf diesen nebst der daran hängenden Tasche in einen eine Elle weiten freien Raum nach der Brüstung zu von sich, indem er mit gellender Stimme schrie:

„Da sind Diamanten! Da ist Gold!"

Im nächsten Augenblick war er freigelassen und Alles warf sich auf die Gürteltasche. Mit einem verzweifelten Sprunge war er auf dem Brückengeländer; wie ein Blitz stürzte er sich hinunter, und die Wellen des dunklen Flusses tief unten schlugen rauschend über ihm zusammen.

Dies war der einzige Ausweg, der ihm zur Rettung geblieben war, und der Ausweg war gut. Schon einmal hatte er das Leben durch sein fertiges Schwimmen gerettet, und als er jetzt nach dem langen Untertauchen wieder über Wasser erschien, fühlte er sich gerettet. Er griff mit aller Kraft seiner jugendlichen Mannheit aus, und der Strom stand ihm darin bei. Wenn er nur noch unter der Brücke alla Carrara hindurchzuschwimmen vermochte, so konnte er in einem abgelegenen Stadttheile, vielleicht sogar bei San Gallo an's Land kommen. Noch lag die Lebenshoffnung vor ihm; und der dumme, dort oben auf der Brücke heulende und schreiende Pöbel glaubte gewiß, daß er ertrunken sei.

Und so dachten sie auch. Ueber die Brüstung weg den dunklen Strom entlang blickend konnten sie das fernab treibende schwarze Haar und die sammetnen Tunikaärmel nicht bemerken.

Nur von der andern Seite her konnte man ein bleiches olivenfarbiges Antlitz weiß über den schwarzen Wassern auftauchen sehen, ein Antlitz, welches selbst Gleichgültigen auffallen mußte mit seiner hohen, breiten Stirn, den langen, tief gewölbten Augenbrauen und den großen, glänzenden, achatähnlichen Augen. Das Antlitz glitt den schwarzen Strom entlang mit zitternden schwellenden Nasenflügeln, und die blauen Adern an den Schläfen hoch aufgelaufen. Eine Brücke war hinter ihm, die Brücke der Santa Trinità. Sollte er es wagen, jetzt an's Land zu schwimmen, statt sich auf seine Kraft zu verlassen? Nein! Er hörte oder glaubte zu hören das Geschrei und Geheul, das hinter ihm her erschallte. Die Angst vor seinen Mitmenschen überwog die vor dem unbestimmten Zufall, und er schwamm keuchend und kämpfend weiter. Er war nicht so kräftig, als wenn er die Nacht schlafend zugebracht hätte.

Noch schwamm er auch unter der nächsten Brücke — es war die letzte — fort. Er wußte es; aber bei diesem Aufruhr seines Blutes konnte er nur undeutlich fühlen, daß er gerettet war und an's Ufer schwimmen konnte, aber wo? Der Strom hatte ihn eine Strecke fortgetrieben, er wußte kaum wo er war, und die Erschöpfung brachte jenen träumerischen Zustand, welcher der Bewußtlosigkeit vorangeht.

Aber Augen, alte, in der Ferne starke Augen erspähten ihn. Baldassarre, der mit leerem Blick von seinem Suchen in dem kleinen Bache, der ihm nichts zuführte, aufsah, gewahrte einen weißen Gegen=

stand den breiteren Theil des Stromes herabtreiben. War das vielleicht ein Glückswurf für ihn? Er blickte immer angestrengter hin, bis der Gegenstand eine Gestalt gewann. Dann beugte er sich, plötzlich auffahrend, während er so dasaß zwischen den hohen Halmen, vornüber, und seine Augen schienen von einem neuen Lichte erfüllt. Und doch that er nichts, als daß er regungslos aufmerkte. Es sollte ihm gewiß etwas zugeführt werden.

Im nächsten Augenblick trieb der Körper eines Menschen, etwa zwei Ellen von ihm entfernt, heftig in das Gras; er sprang vorwärts wie ein Panther, die sammetne Tunika packend, indem er vorüber auf den Körper stürzte und mit seinen Augen das Gesicht des Mannes anstierte.

Todt — war er todt? Die Augen waren starr. Aber nein, es konnte nicht sein — die ewige Gerechtigkeit hatte ihn hierher gebracht. Schon manches Mal schienen Menschen todt zu sein, und das Leben kehrte dennoch zurück. Baldassarre war in diesem Augenblick nichts weniger als kraftlos. Er hatte mit seinen langen Fingern den Rücken der Tunika fest gefaßt, während er auf einem Knie neben dem Körper lag und dessen Züge beobachtete. Eine wilde Hoffnung lebte in seinem Herzen, aber sie war mit Furcht gemischt. Nur in seinen Augen loderte noch Wildheit, die langsam glimmenden Reste des Lebens in ihm schienen in Flammen aufzulohen.

Noch immer starr. Diese Augen mit den halb geschlossenen Augenlidern waren gegen die Rache ver-

sperrt. Konnte er denn todt sein? Und nichts, um die Zeit zu messen; sie schien lang genug, daß Hoffnung zu Verzweiflung gerinnen konnte.

Endlich zuckten die Augenlider wirklich; die Augen blickten nicht mehr starr. Ein zitterndes Licht leuchtete in ihnen auf — sie öffneten sich weit.

„Ja, ja! Du siehst mich — Du erkennst mich!"

Tito erkannte ihn auch, nur wußte er nicht, ob es Leben oder Tod war, was ihn in die Nähe seines mißhandelten Vaters gebracht hatte. Vielleicht war es der Tod, und den Tod konnte dieses kalte Düster mit dem Antlitz der scheußlichen Vergangenheit bedeuten, die ihn stets anstierte.

Baldassarre's einzige Furcht war, daß die jugendlichen Glieder ihm entwischen konnten. Er preßte seine Knöchel gegen den runden Hals und kniete mit aller Kraft, die seinem alten Körper zu Gebote stand, auf Tito's Brust. Jetzt durfte der Tod kommen!

Wieder bewachte er das Antlitz, und als die Augen von neuem starr waren, wagte er es nicht, daran zu glauben. Er wollte seine Beute nicht eher fahren lassen, bis Jemand käme und sie fände. Die Gerechtigkeit mußte einen Zeugen schicken und dann wollte er, Baldassarre, erklären, daß er diesen Verräther, dem er einst ein Vater gewesen war, getödtet hatte. Vielleicht würde man ihm jetzt glauben, dann würde er mit dem Ringen der Gerechtigkeit auf Erden sich zufrieden geben, dann wünschte er zu sterben, diesen Körper fest haltend, und dem Verräther bis

zur Hölle zu folgen, um ihn auch dort noch nicht loszugeben.

Und so kniete er und so drückte er seine Knöchel gegen den runden Hals, ohne dem Anscheine des Todes zu trauen, bis das Licht heller wurde und er nicht länger zu knieen vermochte. Dann setzte er sich auf die Leiche, noch immer den Rücken der Tunika festhaltend. Aber die Stunden verflogen und kein Zeuge kam. Kein Auge bemerkte aus der Ferne die beiden menschlichen Gestalten in dem hohen Grase am Ufer. Florenz war mit wichtigeren Dingen und den Vorbereitungen zu einem größeren Trauerspiele beschäftigt.

Nicht lange nachdem diese beiden Körper im Grase lagen, wurde Savonarola auf die Folter gespannt und schrie in seiner Todespein: „Ich will bekennen!"

Erst als die Sonne tief im Westen stand, kam ein von einem frommen grauen Ochsen gezogener Wagen an den grasbewachsenen Uferrand, und als der Mann, der den Wagen lenkte, sich bückte, um die runden, dort zum Wegfahren aufgehäuften Steine fortzunehmen, entdeckte er einen erschreckenden Gegenstand im Grase. Der Greis war vornüber gefallen, und seine todte Hand hielt das Gewand des Anderen fest. Es war nicht möglich, sie auseinander zu bringen; es war also rathsamer, sie in den Wagen zu legen und sie, wie sie waren, nach der großen Piazza zu fahren, damit dem Rathe der Acht die nöthige Anzeige gemacht werde.

Als der Wagen durch die belebten Straßen fuhr, bildete sich ein immer größer werdendes Geleit um diese seltsame Last. Eine Zeit lang erkannte Niemand die Leichen, denn das Gesicht des Alten lag vorwärts über dem auf diese Weise halbverdeckten jugendlichen Gesicht. Ehe sie aber weiter gefahren wurden, hatte man sie erkannt.

„Ich kenne den alten Mann," bezeugte Piero di Cosimo, „ich malte einst seine Figur. Es ist der Gefangene, der Tito Melema auf den Stufen des Domes packte."

„Es ist vielleicht derselbe alte Mann, der in meinem Park bei einer Abendmahlzeit erschien," bemerkte Bernardo Rucellai, einer der Achte, „ich hatte seiner ganz vergessen, ich glaubte, er sei im Gefängniß gestorben. Jetzt ist es zu spät, die Wahrheit zu erfahren."

Wer kann seinen Finger auf die That der Gerechtigkeit legen und sagen: ist sie hier? Die Gerechtigkeit ist wie das Reich Gottes; es ist nicht außer uns als eine Thatsache, sondern in uns als ein tiefes Sehnen.

Achtundsechszigstes Capitel.

Romola's Erwachen.

Romola in ihrem Boot versank aus ihren Träumereien in einen langen, tiefen Schlaf, und dann wieder aus dem tiefen Schlafe in ein wirres Träumen, bis sie zuletzt fühlte, wie sie ihre Arme im Hofe des Bargello ausstreckte, wo die flackernden Flammen der Kerzen immer heller und heller zu werden schienen, bis die düstere Scene durch einen Lichtglanz verwischt wurde. Ihre Augen öffneten sich, und sie sah, daß es das Licht des Morgens war. Ihr Boot lag noch in einer kleinen Bucht — rechts die fleckenlose Sapphirbläue des mittelländischen Meeres, links eine jener Scenen, die, einst und jetzt immer auf's Neue wiederholt, einem lieblichen Rhythmus an den Ufern des lieblichsten aller Meere gleichen.

In einem tiefen Einschnitt der Berge lag eine Strecke grünen Landes, von sanften, umbuschten, sich an die felsigen Höhen anlehnenden Abhängen verdeckt. Diese Abhänge empor konnte man hier und dort einen Pfad schimmern sehen, der zwischen den Baumwipfeln zu kleinen unregelmäßigen Baulichkeiten führte, die rasch den Bergrücken hinaufgeklettert zu sein und dort einen schwer zugänglichen Standpunkt eingenommen zu haben schienen, um den in zerstreu=

ten Gruppen liegenden Häusern des Dorfes drunten ihren hohen Glockenthurm als eine schöne Aussicht zu zeigen. Die Strahlen der eben aufgegangenen Sonne schienen schräg auf die westliche Spitze dieses halbmondförmigen Winkels, alles Uebrige lag noch im thauigen Schatten. Kein Ton drang durch die Stille, die Wasser selbst schienen sich dort zur Ruhe gelegt zu haben.

Die köstlichen Sonnenstrahlen fielen auf Romola, und berührten sie sanft wie eine Liebkosung. Sie lag bewegungslos, kaum die Scenerie um sich her beachtend, sondern nur das Zugegensein von Frieden und Schönheit empfindend. Während wir noch jung sind, können bei frühem Erwachen Augenblicke über uns kommen, in denen das einfache Dasein schon eine Lethe ist, und die Köstlichkeit einer zarten unbestimmten Regung Wonnen schafft, die jeder Erinnerung und jedes Wunsches bar sind. Als die sanfte Wärme Romola's jugendliche Glieder durchströmte, als ihre Augen auf dieser von der Welt abgeschlossenen Pracht ruhten, war es ihr, als ob die beunruhigende Vergangenheit, wie jene düstere Scene im Bargello verschwunden war, daß die Nachmittagsträume ihrer Mädchenzeit wiedergekehrt seien. Einige Augenblicke lang war diese Vergessenheit ungestört; sie dachte nicht einmal daran, daß sie hier für immer ruhen könne, sie fühlte eben nur, daß sie ruhte. Dann wurde sie sich deutlich bewußt, daß sie in dem Boote liege, welches sie während der Nacht hierher gebracht hatte. Statt sie dem Tode zuzuführen, war es die

leise einlullende Wiege zu einem neuen Leben gewesen. Trotz ihrer Verzweiflung am Abend vorher war sie froh, daß der Morgen für sie wiedergekehrt war, froh, daß sie in dem ihr bekannten Sonnenlicht statt in den unbekannten Regionen des Todes weilte. Konnte sie denn nicht hier bleiben? Kein Ton von Florenz würde sie hier erreichen. Schon war ihr Vergessen gestört; hinter dem goldenen Nebel traten Dome, Thürme und Mauern, von einem Strome geschieden und von den grünen Hügeln umschlossen, hervor.

Sie erhob sich aus ihrer liegenden Stellung und setzte sich in dem Boot in die Höhe, um, wenn möglich, dem Andrange der Gedanken, die zugleich mit der Frage, wie weit das Boot sie wohl geführt haben mochte, auf sie einstürmten, zu widerstehen. Warum mußte sie sich aber darum kümmern? Dies hier war ein geschützter Winkel der Erde, wo nur einfache Landleute lebten, die ihr sicherlich kein Leid zufügen würden. Sie konnte wenigstens auf kurze Zeit hier ausruhen, ohne einen bestimmten Plan zu fassen. Jetzt wollte sie gehen und etwas Brot und Milch holen, um sich dann in der grünen Einsamkeit niederzulassen und zu fühlen, daß ein Ruhepunkt in ihrem Leben eingetreten sei. Sie wandte sich, das halbmondförmige Thal zu betrachten, um das beruhigende Gefühl von Frieden und Schönheit, das sie bei ihrem ersten Erwachen empfand, zurückzurufen.

Kaum hatte sie einige wenige Minuten in dieser betrachtenden Stellung zugebracht, als ein durchdrin-

gender Schrei die Stille unterbrach — kein kurzer Schrei, sondern ein lang anhaltender und immer stärker werdender Schrei. Romola war überzeugt, daß es der Schrei eines kleinen in Gefahr befindlichen Kindes, dem Niemand zu Hülfe kam, war. Sie sprang auf und setzte einen Fuß auf die Bootsplanke, bereit, hinaus und an's Land zu springen; aber sie hielt inne und lauschte; die Mutter des Kindes mußte in der Nähe sein und der Schrei bald verstummen. Allein er währte fort und zog Romola so unwiderstehlich nach sich, indem er ihr nach dem vorhergehenden Gefühl des Friedens um so klagender erschien, daß sie an's Land sprang und ziemlich weit vorwärts ging, ohne daß sie wußte, wohin sie ihre Schritte lenken sollte. Sie glaubte, der Schrei käme aus einer nahen Gartenanlage, ziemlich weit zu ihrer Rechten, wo sie eine halb verfallene Hütte gewahrte. Sie kletterte über eine niedrige zerbrochene Steinumfriedigung, und bahnte sich den Weg durch Flecken von grünem, mit Unkraut unterwachsenem Gras und reifem aber vernachläßigtem Korn. Das Schreien wurde deutlicher, und überzeugt, daß sie nicht fehl gegangen war, eilte sie der Hütte zu, aber selbst bei diesem raschen Gange fühlte sie einen bedrückenden Wechsel der Luft, indem sie sich von der See entfernte. Lauerte irgend eine Ansteckung zwischen der grünen Fülle, die ihr als ein so einladender Schutz gegen die Hitze des kommenden Tages erschienen war? Sie konnte jetzt die Oeffnung in der Hütte sehen, und der Schrei durchzuckte sie wie eine schmerzliche

Empfindung. Im nächsten Augenblick überschritt ihr Fuß die Schwelle der Thür, aber der Anblick, der sich ihr in der düstern Beleuchtung darbot, bannte sie mit einem Gefühle des Entsetzens und der Furcht. Auf dem Stroh, mit dem der Fußboden bestreut war, lagen drei todte Körper, ein großer Mann, ein etwa achtjähriges Mädchen und eine junge Frau, deren langes schwarzes Haar von einem lebenden Kinde festgehalten und gezerrt wurde — es war das Kind, das jenes durchdringende Geschrei ausstieß. Romola's Erfahrungen in den Behausungen des Todes und der Krankheit beschleunigten Ueberlegung und That; sie hob das kleine Kind auf, und indem sie sich bemühte es an ihrem Busen zu beruhigen, beugte sie sich nochmals herab, um die Körper zu betrachten und zu sehen, ob sie wirklich todt seien. Die scharf ausgeprägten Züge der Abstammung und die eigenthümliche Tracht ließen sie vermuthen, daß es spanische oder portugiesische Juden waren, welche vielleicht von raubgierigen Matrosen, die ihr Eigenthum als Beute behielten, an's Land gesetzt und dort zurückgelassen wurden. Dergleichen begegnete den Juden, die von der Inquisition gezwungen waren, ihre Heimath zu verlassen, beständig; die Grausamkeit der Habsucht vertrieb sie von der See, und die Grausamkeit des Aberglaubens jagte sie wieder dahin zurück.

„Sicherlich werde ich doch,“ dachte Romola, „irgend eine Frau im Dorfe finden, deren Mutterherz ihr gebieten wird, dieses hülflose Kind zu pflegen, wenn die wirkliche Mutter todt ist.“

Dieser Zweifel behauptete sich, weil, während der Mann und das Mädchen abgemagert aussahen und Spuren eines schon vor längerer Zeit erfolgten Todes zeigten, die Frau stärker gewesen zu sein und noch nicht ganz die Kraft ihrer Form verloren zu haben schien. Romola kniete und wollte ihr die Hand auf's Herz legen, als sie aber das Stück gelben Wollenzeuges, das über der Brust lag, aufhob, bemerkte sie die rothen, der Pest eigenthümlichen Flecken. Sie sah nun, daß, wenn die Dorfbewohner dies wußten, sie auf größere Schwierigkeiten, als sie erwartet hatte, stoßen würde, um Hülfe von ihnen zu erhalten; sie würden sogar vielleicht vor ihr, wenn sie mit diesem Kind auf dem Arm käme, zurückschrecken. Aber sie hatte ihnen Geld zu bieten, und sie würden es also wohl nicht abschlagen, ihr dafür etwas Ziegenmilch abzulassen.

Sie begab sich alsbald nach dem Dorfe, damit beschäftigt, das kleine dunkelfarbige Wesen zu beschwichtigen, und darüber nachdenkend, wie sie irgend eine Frau dazu bekommen sollte, sich desselben anzunehmen. Sie konnte nicht umhin, auf eine gewisse ehrfurchtsvolle Scheu zu bauen, die sie, wie sie bemerkt hatte, einflößte, wenn sie unbekannt und unerwartet in ihrem geistlichen Gewande erschien. Als sie eine Strecke bebauten Landes durchschritt, bemerkte sie mit Erstaunen, daß kleine Flecken Korn mit anderer Saat gemischt in Ueberreife stehen gelassen waren, ohne daß die Sense sie berührt hatte, und daß goldfarbige Aepfel und dunkle Feigen auf

dem mit Unkraut bedeckten Boden lagen und verfaulten. Grasplätze waren sichtbar, aber weder eine Kuh, noch ein Schaf oder eine Ziege. Diese Stille fing an etwas Furchtbares für Romola zu haben; sie eilte weiter, dahin, wo die meisten Häuser neben einander standen, und wo am meisten Leben herrschen mußte, um für das hülflose Wesen auf ihren Armen zu bitten. Sie hatte zwei Feigen aufgehoben, und biß kleine Stücke von dem süßen Fleisch ab, um das Kind damit zu nähren.

Sie trat jetzt zwischen die beiden Häuserreihen. Es war an der Zeit, daß die Dorfbewohner längst hätten aufgestanden sein müssen, aber keine Menschenseele war sichtbar. Die Luft wurde immer schwüler, und schien wie von einer schrecklichen Unreinheit geschwängert. Eine Thür stand offen, sie blickte hinein und sah eine abschreckende Leere. Noch eine geöffnete Thür, und durch diese sah sie einen vollständig angekleideten Mann, den Kopf über einem Spatengriff, und einen irdenen Krug in der Hand, todt daliegen, als ob er plötzlich zusammengestürzt wäre.

Romola fühlte, wie das Entsetzen sie überfiel. War sie in einem Dorfe voll unbeerdigter Leichen? Sie wollte hören, ob nicht irgend ein schwacher Laut sich vernehmen ließe, aber nur das Kind schrie auf's Neue, als sie ihm nichts mehr reichte, und dieser Schrei erfüllte ihr Ohr. Endlich erblickte sie eine langsam aus einem Hause hervorkriechende Gestalt, die gleich darauf in sitzender Stellung gegen die Mauer zurücksank. Sie eilte auf dieses Wesen zu; es war eine

junge Frau in Fieberqual, die gleichfalls einen Krug in der Hand hielt. Als Romola sich ihr näherte, fuhr sie nicht zurück; das eine Bedürfniß, das sie fühlte, war zu dringend gewaltig, als daß es eine andere Empfindung hätte aufkommen lassen.

„Wasser! schafft mir Wasser!" rief sie in klagendem Tone.

Romola beugte sich hernieder, um den Krug zu nehmen, und flüsterte ihr milde zu: „Ihr sollt Wasser haben; könnt Ihr mir zeigen, wo der Brunnen ist?"

Die Hand erhob sich und deutete nach dem äußeren Ende der kleinen Straße, dem Romola mit aller Eile, die ihr das Tragen des Kruges und das Speisen des Kindes erlaubte, zuschritt. Der Kleine aber wurde immer ruhiger, als die Bissen des süßen Fruchtfleisches stets wiederholt wurden, und ließ nach, sie mit seinem Jammern zu ängstigen, so daß sie die Gegenstände umher weniger zerstreut betrachten konnte.

Der Brunnen lag zwanzig Ellen oder darüber jenseits des Endes der Straße, und als Romola sich ihm näherte, richteten sich ihre Augen auf den gegenüberliegenden grünen Abhang, dicht unterhalb der Kirche. Hoch oben, auf einem kleinen Grasplatz zwischen den Bäumen, hatte sie eine Kuh und ein paar Ziegen bemerkt, und sie suchte einen Weg zu entdecken, der sie zu diesem erfreuenden Anblick führte, sobald sie ihr Werk am Brunnen verrichtet haben würde. Auf diese Weise beschäftigt, gewahrte sie

gar nicht, daß sie dicht neben dem Brunnen war, und daß Jemand, der von der andern Seite gekommen war, sie mit erstaunten Blicken ansah.

Romola bot allerdings einen Anblick dar, der jetzt und hier Zaudern und Beben erregen mußte. Ihr starr auf den entfernten Abhang gerichteter Blick, die langen Falten ihres dicken grauen Gewandes, die ihrem Gang den Anschein des Dahinschwebens gaben, ihr zurückfallendes und auf der linken Seite von den Sonnenstrahlen erhelltes Haar, der olivenfarbige Säugling, der mit den pechschwarzen Augen von ihrem rechten Arm aus dareinschaute — dieses Alles war wohl danach angethan, den fünfzehnjährigen Knaben zu erschrecken, der gewohnt war, das Weihrauchgefäß vor einer minder schönen und wunderbaren Madonna, als diese hier war, zu schwingen.

„Sie trägt einen Krug in ihrer Hand, um für die Kranken Wasser zu holen. Es ist die heilige Mutter Gottes, die gekommen ist, sich der von der Pest Geschlagenen anzunehmen."

Es war ein Ehrfurcht gebietender Anblick; vielleicht zürnte sie Denen, die nur für sich allein Wasser holten. Der Knabe warf voll Schrecken sein Gefäß von sich, und Romola, die jetzt merkte, daß Jemand in ihrer Nähe war, sah die schwarz und weiße Gestalt, als gälte es das Leben, dem Abhang, den sie eben betrachtet hatte, zufliehen. Da sie aber der verschmachtenden Kranken dachte, füllte sie rasch ihren Krug zur Hälfte und eilte zu ihr zurück.

Als sie in das Haus trat, um eine kleine Schaale zu suchen, sah sie eingesalzenes Fleisch und Mehl; es war keine Spur von Mangel in der Wohnung. Mit einer gewandten Bewegung setzte sie den Säugling zu Boden und reichte der Kranken eine Schaale Wasser; diese trank mit gierigen Zügen, schloß dann die Augen, ihr Haupt zurücklehnend und sich dem Gefühle der Linderung hinzugeben scheinend. Gleich darauf aber öffnete sie ihre Augen, und fragte Romola mit schwacher Stimme:

„Wer seid Ihr?"

„Ich komme," antwortete diese, „über's Meer, und zwar erst heute Morgen; sind alle diese Häuser ausgestorben?"

„Ich glaube, alle Bewohner sind krank — das heißt die, welche nicht todt sind. Mein Vater und meine Schwester liegen oben todt, und Niemand ist da, der sie begräbt. Ich werde nun wol auch bald sterben."

„Das wollen wir nicht hoffen," entgegnete Romola, „ich bin gekommen, Euch zu pflegen. Ich bin mit der Pest vertraut und fürchte mich nicht. Aber es müssen doch noch Einige übrig geblieben sein, die nicht krank sind. Ich sah einen Knaben dem Berge zulaufen, als ich nach dem Brunnen ging."

„Ich weiß davon nichts. Als die Pest kam, zogen eine Menge Leute fort und trieben ihre Kühe und Ziegen mit sich. Gebt mir noch mehr Wasser!"

Romola, welche muthmaßte, daß, wenn sie die Richtung einschlüge, nach welcher der Knabe ent-

flohen war, sie noch einige gesunde und rüstige Männer und Frauen finden würde, entschloß sich, dieselben alsbald aufzusuchen, damit sie diese wenigstens dahin bringen könne, sich des Kindes anzunehmen, und ihr es so ermöglichten, zurückzukommen und nachzusehen, wie viel Lebendige Hülfe und wie viel Todte Bestattung bedurften. Sie verließ sich auf ihre Ueberredungsgabe, den Beistand der Furchtsamen zu gewinnen, wenn sie nur einmal wußte, was sie zu thun hatte.

Nachdem sie der Kranken versprochen hatte, zu ihr zurückzukehren, nahm sie das kleine Geschöpf wieder auf den Arm und schritt dem Abhang der Anhöhe zu. Sie fühlte jetzt keine besondere Last, keine Sehnsucht nach dem Tode. Sie dachte daran, daß sie zu den übrigen Leidenden gehen könne, wie sie zu dieser vom Fieber heimgesuchten Frau gegangen war.

Aber mit dem Kinde auf dem Arm war es ihr nicht so leicht wie gewöhnlich eine Anhöhe zu erklimmen, und es schien ihr lange zu dauern, ehe die Windungen des Pfades sie zu der Kuh und den Ziegen führten. Sie fing an vor Hitze, Hunger und Durst zu ermatten, und als sie an eine Doppelwendung des Weges gelangte, blieb sie stehen, um zu überlegen, ob sie nicht lieber neben der Kuh warten solle, da doch bald Jemand kommen müsse, um dieselbe zu melken, statt sich bis zu der Kirche empor arbeiten zu müssen, ehe sie ein wenig geruht hätte. Indem sie ihre Augen erhob, um die steile

Entfernung zu messen, sah sie zwischen den Büschen, ungefähr fünf Ellen von ihr entfernt, ein breites, rundes Gesicht hervorlugen, welches sie aufmerksam beobachtete, und weiter unten den schwarzen Saum eines Priestergewandes, sowie eine Hand, welche einen kleinen Eimer hielt. Sie betrachtete diese Erscheinung schweigend und das Gesicht blieb gleichfalls regungslos. Romola war oft Zeuge der überwältigenden Kraft der Angst in Pesthütten gewesen und benahm sich daher höchst vorsichtig.

Indem sie ihre Stimme im Tone sanfter Bitte erhob, sagte sie: „Ich komme über's Meer; ich und das Kind hier, wir sind hungrig; wollt Ihr uns nicht etwas Milch geben?"

Romola hatte einen Theil der Wahrheit errathen, nicht aber die Gedanken des Priesters, welcher ihren Worten eine seltsame Bedeutung unterlegte. Eben erst hatte der jugendliche Gehülfe dem Padre die Botschaft gebracht, daß er die heilige Mutter Gottes mit dem Kindlein gesehen habe, wie sie Wasser für die Kranken holte; sie war so groß wie die Cypressen, ein Licht schimmerte über ihrem Haupte, und sie blickte nach der Kirche empor. Der Ortspfarrer hatte ohne besondern Glauben diese Erzählung mit angehört; er lebte mehr als fünfzig Jahre in der Welt, ohne je eine Erscheinung der Madonna gehabt zu haben, und er war der Meinung, daß der Knabe das unerwartete Erscheinen einer Dorfbewohnerin mißdeutet haben mochte. Er war aber dennoch beunruhigt und hatte, ehe er sich herabwagte,

seine Kuh zu melken, eine gute Anzahl Ave's hergesagt. Sein Gewissen setzte ihm gleichfalls zu; er zitterte vor der Pest, aber auch vor dem Gedanken an die Mutter mit dem gnadenreichen Antlitz, indem er recht wohl fühlte, daß jene unsichtbare Gnade noch etwas mehr von ihm verlangte, als Gebete und Segenssprüche. In dieser Stimmung — unfähig, das Bild, welches der Knabe von der Mutter mit der Glorie und die Kranken pflegend gemacht hatte, aus seiner Seele zu verbannen — war der Pievano (Ortspriester) herabgekommen, seine Kuh zu melken, und war plötzlich Romola's an dem sich theilenden Wege ansichtig geworden. Ihre flehenden Worte, mit ihrer Feinheit in Ton und Ausdruck, hatten, statt die Sache zu erläutern, für ihn einen übernatürlichen Klang. Doch war er nicht davon überzeugt, die heilige Mutter vor sich zu sehen; er befand sich in einem Zustande beunruhigenden Zweifels. Geschah etwas Wunderbares, so glaubte er nicht zu anmaßend zu sein, wenn er dieses Wunder zu seinen Gunsten auslegte. Er wagte weder zu fliehen, noch vorwärts zu gehen.

„Kommt herab!" rief Romola nach einer kleinen Pause, „fürchtet Euch nicht; fürchtet Euch eher, den Hungrigen die Nahrung zu verweigern, wenn sie Euch darum bitten."

Im nächsten Augenblick theilte sich das Gebüsch und die vollständige Gestalt eines untersetzten Priesters mit einem runden, gutmüthigen Gesicht, die schwarze Kutte sehr abgetragen und beschmutzt, stand

mit dem Eimer in der Hand vor ihr, sie furchtsam anblickend und sich noch immer etwas fern haltend, indem er den Weg, der zur Kuh führte, schweigend einschlug.

Romola folgte ihm und beobachtete ihn stumm, als er sich neben die angebundene Kuh setzte und, nachdem er mit unsicherer Hand einige Milch gewonnen hatte, ihr dieselbe in einer kupfernen, im Eimer liegenden Schaale darreichte. Als Romola diese Schaale an die Lippen des gierig schlürfenden Kindes brachte und dann selbst etwas Milch trank, betrachtete sie der Padre von seinem hölzernen Schemel mit einer Furchtsamkeit, die sich jetzt in etwas verändert hatte. Er erkannte jetzt das Kind als ein hebräisches; er war überzeugt, daß er ein wirklich menschliches weibliches Wesen vor sich hatte, dennoch war noch immer etwas Seltsames und Unbegreifliches in Romola's Erscheinen an diesem Ort, und der Padre hatte eine Ahnung, daß die Dinge für ihn eine andere Wendung nehmen würden. Obendrein stand dieser hebräische Säugling in einem schrecklichen Zusammenhang mit der Pest.

Nichtsdestoweniger gehorchte er weniger ängstlich wie vorher, als Romola, über den Kleinen, der seine mit Milch benetzten Lippen leckte, lächelnd und die kupferne Schale von Neuem hinreichend, sagte: „Gebt uns mehr, guter Vater!"

Romola war ihrerseits auch nicht unaufmerksam, und als die zweite Milchlieferung gleichfalls verzehrt

war, blickte sie auf den rundköpfigen Mann hernieder, und sagte mit sanftem Ernst:

„Und nun erzählt mir, Vater, wie diese Pest hier ausbrach, und warum Ihr Eure Leute ohne die Sacramente sterben und unbegraben liegen ließet. Denn ich bin über's Meer gekommen, Denen zu helfen, die noch am Leben sind, und Ihr werdet ihnen jetzt ebenfalls beistehen."

Er theilte ihr die Geschichte der Seuche mit; inzwischen war der Knabe, der sich vorher aus dem Staube gemacht hatte, nach und nach, gaffend und vorwärts schreitend, immer näher gekommen, bis er endlich an Ort und Stelle war und hinter einem dicht dabei befindlichen Gebüsch der ganzen Scene mit beiwohnte.

Die jüdische Familie, zwanzig Köpfe stark, von denen einige schon von der Pest befallen waren, war vor vielen Wochen an's Land gesetzt worden. Die Dorfbewohner, so erzählte der Priester, hatten sich natürlich geweigert den Ungläubigen Obdach zu geben, und ihnen einen abgesondert liegenden Schuppen unter Haufen von Stroh angewiesen. Als die Fremden aber an der Seuche gestorben waren, und mehre aus dem Volke die Leichen in's Meer geworfen hatten, hatte dieses bei einem heftigen Sturm sie wieder an's Land zurückgebracht, worüber Alles vom Entsetzen ergriffen war. Ein Grab wurde gegraben und die Leichen darin beerdigt; nun aber befiel die Pest auch die Christen, und der größere Theil der Dorfbewohner zog von dannen über die Berge, ihr

weniges Vieh und Mundvorrath mit sich nehmend. Der Priester war nicht geflohen; er war geblieben und hatte für das Volk gebetet, und er hatte den Knaben Jacopo vermocht, bei ihm auszuharren. Er gestand aber, daß eine Todesangst vor der Seuche sich seiner bemächtigt und er es nicht gewagt hätte, in's Thal hinabzusteigen.

„Ihr werdet Euch nicht länger fürchten, Vater," sagte Romola im Tone ermuthigender Autorität, „Ihr werdet mit mir hinabgehen und wir werden sehen, wer noch lebt, und nach den Todten schauen, um sie zu begraben. Ich bin Monden lang gewesen, wo die Pest hauste, und sehet da, ich bin kräftig und gesund. Jacopo wird Euch begleiten," fuhr sie fort, dem zuschauenden Knaben zuwinkend, der langsam hinter dem bergenden Gebüsch hervorkam, als ob er von unsichtbaren Fäden gezogen würde.

„Komm, Jacopo," wiederholte Romola, ihn anlächelnd, „Du wirst das Kind für mich tragen, denn Deine Arme sind stark und ich bin ermattet." Dies war ein schrecklicher Vorschlag für Jacopo wie für den Priester, aber Beide standen unter einem unerklärlichen Einfluß, der sie zum Gehorsam zwang. Die Vermuthung, daß Romola ein übernatürliches Wesen sei, war entschwunden, dafür war ihr Geist von dem wirksamen Gedanken ergriffen, daß sie ein menschliches Geschöpf sei, das Gott über das Meer geschickt hätte, ihnen Befehle zu ertheilen.

„Jetzt wollen wir die Milch hinuntertragen,"

sagte Romala, „und sehen, ob Jemand ihrer bedarf."

So stiegen sie alle Drei den Abhang hinab, und an diesem Morgen sahen die Kranken Hülfe in ihrer verzweifelnden Lage. Es waren im ganzen Thale kaum noch Zwanzig am Leben, aber diese wurden sämmtlich getröstet, die meisten von ihnen gerettet, und die Todten beerdigt.

Auf diese Weise verstrichen für Romola Tage, Wochen und Monate, bis die Männer wieder gruben und säeten, bis die Weiber ihr zulächelten, indem sie, ihre großen Krüge auf dem Kopfe, zum Brunnen gingen, und der hebräische Säugling ein stolpernder, trippelnder Christ war, Benedetto mit Namen, da er in der Kirche am Berge getauft worden war. Um diese Zeit aber litt sie selbst von der Ermüdung und Ermattung, die nach immer fortwährender körperlicher und geistiger Anstrengung eintreten mußte. Sie hatte in einem, von den Eigenthümern verlassenen, von der Dorfstraße etwas abseits gelegenen Hause ihre Wohnung aufgeschlagen, und so auf einem hohen Haufen reinen Strohes — ein köstliches Lager für alle Die, welche nicht von Daunen träumen — war sie froh, die meisten Tagesstunden hindurch ruhig liegen zu können, während eine Frau, welche die Pest zur Wittwe gemacht hatte, sie und den kleinen Benedetto pflegte.

An jedem Tage besuchten sie der Padre, Jacopo und die kleine Schaar der Dorfbewohner, um die gesegnete Dame zu sehen, und ihr ihr Bestes als

Geschenk darzubringen: Honig, frische Kuchen, Eier und Maisbrei. Es war ein Anblick, den Keiner von ihnen jemals vergessen konnte und von dem sie Alle noch in ihren alten Tagen sprachen — wie die liebliche und fromme Dame mit ihrem schönen Antlitz, mit dem goldigen Haar und den braunen Augen, in denen der Segen lag, von ihren Anstrengungen ermattet dalag, indem sie über das Meer gesendet worden war, ihnen in ihrer höchsten Noth zu helfen, und wie der drollige kleine, braune Benedetto neben ihr um das Stroh umherkroch und Alles verlangte, was ihr gebracht wurde, und wie sie ihm stets einen Bissen von Allem abgab, was sie nahm, und ihnen sagte, daß, wenn man sie liebe, man auch freundlich gegen Benedetto sein müsse.

Manche Sagen wurden noch in später Zeit erzählt von jener heiligen Dame, die über das Meer kam; das waren aber Sagen, durch die Alle, welche sie hörten, erfahren mußten, daß in früheren Tagen ein Weib dort schöne Liebeswerke verrichtet, und Die, welche dem Tode nahe waren, erlöst hatte.

Neunundsechszigstes Capitel.

Heimwärts.

In jenen stillen winterlichen Tagen, als Romola von ihrer Uebermüdung ausruhte, sah ihr Geist, indem er die Vergangenheit durchschweifte und einen Blick in die unbegränzte Ferne der Zukunft that, alle Gegenstände von einem neuen Standpunkte aus. Ihre Erfahrung seit dem Augenblicke des Erwachens im Boot war mit einem gewaltigen Eindruck, wie der eines neuen Siegels auf schmelzendem Wachs, über sie gekommen. Sie hatte sich frei von allen Banden und Verpflichtungen gefühlt: in eine nur egoistische Klage, daß das Leben ihr keine Befriedigung bringen könne, versinkend, und nur die Empfindung hegend, daß sie ein Recht hatte zu sagen: ich bin lebensmüde, ich will sterben. — Dieser Gedanke hatte sie schmerzlich beschäftigt, als sie entschlummerte, aber von dem Augenblicke ihres Erwachens an, als jener Schrei sie fortgezogen hatte, dachte sie nicht einmal, wie sie in Florenz zu thun gewohnt war, daran, daß sie froh war zu leben, weil sie irgend einen Kummer stillen konnte, sondern sie lebte ganz einfach weiter, und zwar mit einem so kräftigen Antriebe, das um sie her pulsirende Leben zu theilen, dem Rufe der Noth zu lauschen und die Arbeit, welche gebieterisch verlangte gethan zu werden,

thuend, daß die Gründe zu leben, zu dulden und zu wirken, niemals die Gestalt einer schlußfolgernden Ueberlegung annahmen.

Diese Erfahrung war für Romola wie eine neue Taufe. In Florenz waren ihr die einfachen Beziehungen des Menschen zu seinen Nebenmenschen mit allen den einzelnen Banden der Ehe, des Staates und religiöser Genossenschaft verknüpft gewesen, und als diese ihr Vertrauen getäuscht hatten, schien der Schlag sie vom Leben losgerissen und ihre Sympathieen erstickt zu haben. Jetzt aber sagte sie: „es war doch nur eine niedrige Denkungsart von mir, den Tod herbeizuwünschen. Wenn alles Andere zweifelhaft ist, diese Leiden, die ich lindern kann, sind etwas Gewisses; wenn die Glorie, die das Kreuz umgiebt, eine Täuschung ist, so ist doch dessen Wehe desto wahrer. So lange mein Arm noch kräftig ist, will ich ihn den Ohnmächtigen leihen, so lange ich das Licht meiner Augen habe, sollen sie nach den Verlassenen suchen.“

Nun erhob sich vor ihr die Vergangenheit mit neuen Ansprüchen an sie. Ihr Werk in diesem grünenden Thale war zu Ende, und die Gemüthsbewegungen, welche jetzt von den sie unmittelbar umgebenden Leuten frei waren, stürzten sich in die früheren tiefen Kanäle für Werkthätigkeit und Neigung. Diese seltene Möglichkeit der Selbstbetrachtung, welche bei einer vollständigen Trennung von unserem gewohnten Leben eintritt, machte, daß sie sich auf eine Weise wie nie vorher beurteilte; die Zerknirschung, welche

von einem sympathetischen, der möglichen Erfahrung an Anderen besonders zugänglichen Charakter unzertrennlich ist, begann sich in ihr mit immer zunehmender Macht zu regen. Sie erforschte die Richtigkeit ihrer Schlußfolgerungen, ihrer Thaten: sie war heftig, anmaßend, immer unzufrieden mit den Anderen, daß sie nicht gut genug wären, gewesen, während sie doch selbst Dem, was ihr Geist als das Beste anerkannt hatte, nicht immer treu geblieben war. Sie verdammte jetzt ihre Flucht, die doch am Ende nur eine feige Sorge für ihr eigenes Ich gewesen war; die Gründe, wegen welcher Savonarola sie einmal zurückgeführt hatte, waren kräftiger und gewichtiger als die, welche sie zu ihrer zweiten Flucht gehabt hatte. Wie konnte sie die Noth Anderer empfinden, wenn nicht vor Allem die ihrer Nächstangehörigen?

Dann aber erhob sich eine Reaction in ihr gegen diese Selbstvorwürfe. Die Erinnerung an ihr Leben mit Tito, an die Verhältnisse, welche ihr wirkliches Zusammenleben unmöglich machten, während ihre äußerliche Vereinigung ihr eine Menge falscher Pflichten auferlegte, welche hauptsächlich im Verhehlen und Gutheißen dessen, was ihre Seele verabscheute, bestanden, sagte ihr, daß Flucht ihre einzige Rettung gewesen war. Alle Gemüther, die ausgenommen, bei welchen die Stumpfheit des Empfindens keinen Zweifel aufkommen läßt, müssen diesem wiederkehrenden inneren Kampfe, wenn die vielfach verwickelten Lebensverhältnisse die Erfüllung einer Verpflichtung verhindert haben, unterworfen sein.

Genau genommen, giebt es keine straffe Wiederherstellung vergangener Beziehungen; die Gegenwart der neuen hebt den Bruch und den Mangel der früheren nicht auf. Das Leben hat seine Vollkommenheit eingebüßt, es ist verstümmelt, und bis die Wunden gänzlich verharscht sind, wirft das Gewissen beständig zweifelnde Blicke nach rückwärts.

Romola schauderte mit Entsetzen vor einer Erneuerung ihrer nahen Beziehungen zu Tito zurück, und doch war sie unruhig darüber, daß sie sich ganz aus dem Bereich der Möglichkeit, sein Schicksal zu erfahren, zurückgezogen hatte; sie war besorgt darüber, daß der Augenblick kommen könne, wo er im Elend sein und ihrer bedürfen würde. Es lag in ihr noch ein Schmerzensfaden, der jene Worte Fra Girolamo's, daß sie nie aufhören könne Gattin zu sein, bekräftigte. Konnte auch etwas gänzlich für sie aufhören, das sich einst mit dem Strom ihres Herzblutes vermischt hatte?

Florenz und ihr ganzes Leben dort war ihr, wie Hunger, wieder nahe gekommen; ihre Gefühle konnten nicht nach dem Möglichen und Unbestimmten schweifen. Die Fibern ihres Daseins waren von der Erinnerung an die alltäglichen Dinge genährt. Und der Gedanke, daß sie sich von ihnen für immer losgesagt hatte, wurde ihr in diesen Stunden der Unthätigkeit immer lästiger. Wie nun, wenn Fra Girolamo Unrecht gehabt hätte? wenn das Leben in Florenz ein Gewebe von Widersprüchen war? War sie denn etwas Höheres, daß sie den Staub von ihren Füßen

schütteln und sagen durfte: diese Welt ist nicht gut genug für mich? Wäre sie wirklich ein höherer Charakter gewesen, so würde sie nicht so leicht all' ihr Vertrauen verloren haben.

Ihr zürnender Schmerz um ihren Pathen hielt sie nicht mehr so vollständig befangen, und ihre Empfindung dessen, was sie Savonarola schuldete, gewann wieder die Oberhand. Nichts Geschehenes oder noch zu Geschehendes konnte die Thatsache aufheben, daß in ihr eine große Begeisterung gewesen war, die bei ihr ein neues Leben erweckt hatte. Wer konnte, nach Allem, was sie erfahren hatte, dieselbe Dankbarkeit verlangen, als er? Konnten seine Irrthümer nicht Unheil bereiten?

Sie hatte keine Ruhe. Sie wußte kaum, ob es ihre, mit den keimenden Blättern wiederkehrende Kraft war, die sie wieder zur Thätigkeit trieb, oder ihr heftiges Sehnen, sich Florenz zu nähern. Sie dachte nicht daran, es zu wagen, Florenz zu betreten, aber der Wunsch, nahe genug zu sein, um zu erfahren, was dort geschähe, drängte sich ihr mit einer Kraft, die alle anderen Absichten in den Hintergrund schob, auf.

An einem Morgen des Märzmonats versammelten sich die Bewohner des Thales, um die geliebte Dame scheiden zu sehen. Jacopo hatte ein Maulthier für sie besorgt und sollte sie über die Berge begleiten. Der Padre gab ihr gleichfalls das Geleit bis zur nächsten Stadt, um ihr behülflich zu sein, den sichersten Weg nach Pistoja zu erfragen. Ihr in diesem Thale

unberührter Vorrath an Geschmeide und Geld genügte für ihre Bedürfnisse.

Wäre Romola von der Sehnsucht, die sie fort zog, minder ergriffen gewesen, so würde es ein schmerzlicher Augenblick für sie gewesen sein, als sie zum letzten Male die Straße des Dorfes durchschritt, während der Padre und Jacopo mit dem Maulthiere neben dem Brunnen auf sie warteten. Ihre Schritte wurden von den jammernden Bewohnern gehemmt, die auf die Kniee fielen und ihre Hände küßten, dann sich an ihr Gewand klammerten, dessen graue Falten sie an die Lippen drückten, und schmerzlich ausriefen: „Warum wollt Ihr scheiden, wo die gute Jahreszeit heranrückt und die Ernte eine gesegnete sein wird? Warum wollt Ihr von dannen gehen?"

„Trauert nicht," entgegnete Romola, „es geht Euch jetzt wohl und ich werde Eurer gedenken. Ich muß jetzt gehen und sehen, ob die Leute bei mir daheim meiner nicht bedürfen."

„Ach ja, wenn sie die Pest haben!"

„Besucht uns wieder, Madonna!"

„Ja, ja, wir werden auch gegen den kleinen Benedetto gut sein."

Endlich bestieg Romola ihr Maulthier, aber ein lautes Schreien Benedetto's, als er sie in dieser neuen Stellung sich entfernen sah, diente als Vorwand, daß alle Bewohner ihr folgten und darauf bestanden, daß er auf dem Maulthiere bis an den Fuß des Abhangs mitreiten müsse.

Endlich mußte es aber doch geschieden sein; als

sich Romola beständig umwendete, ehe sie aus dem Gesichte kam, gewahrte sie die kleine Schaar noch immer zaudernd, um das letzte Winken ihrer Hand zu sehen.

Siebenzigstes Capitel.

Das Wiedersehen.

Am vierzehnten April befand sich Romola wiederum in den Mauern der Stadt Florenz. Unvermögend in Pistoja zu bleiben, wo widersprechende Gerüchte über die Feuerprobe ihr zu Ohren kamen, war sie bis nach Prato gegangen, und begann zu glauben, daß sie trotz ihrer Angst nach Florenz getrieben werden würde, als sie den Mönch von San Spirito traf, der der Beichtiger ihres Pathen gewesen war. Von ihm erfuhr sie ausführlich das Nähere über die Verhaftung Savonarola's und den Tod ihres Gatten. Dieser Augustinermönch war unter der Volksmasse gewesen, welche den Wagen mit seiner traurigen Ladung nach der Piazza begleitet hatte, und er konnte ihr erzählen, was in Florenz allgemein bekannt war, daß nämlich Tito einem ihn anfallenden Pöbelhaufen durch einen Sprung in den Arno entgangen, daß er aber am Ufer von einem

alten Mann, der schon längst einen Haß gegen ihn gehegt hatte, ermordet worden war. Romola aber sah in diesem tragischen Ausgang so klar wie Niemand sonst. Was Savonarola betraf, so erzählte ihr der Mönch in dem Tone unfreundlichen Vorurteils, welches der schwarzen Brüderschaft gegen den Bruder, der ein weißes Gewand unter dem schwarzen trug, eigen war, daß derselbe sich selbst als einen Volksverführer bekannt hatte.

Romola zauderte nicht länger. Am selben Abend war sie in Florenz, in fiebrischem Schweigen bei den Ausrufungen von Freude und Wehklagen mit übermäßigem Geschwätz vermischt, die Monna Brigida vor ihren Ohren ausschüttete — Monna Brigida, welche während Romola's Abwesenheit auf's Neue zu falschem Haar gegriffen hatte, es jetzt aber wieder ablegte und erklärte, daß sie sich nichts daraus machen werde, grau zu erscheinen, wenn ihr liebes Kind nur bei ihr bleiben wolle.

Romola war von den Hauptereignissen, die sie erfahren hatte, ehe sie nach Florenz kam, zu tief ergriffen, als daß das unzuverlässige Geschwätz der Monna Brigida in ihren näheren Mittheilungen einen Eindruck auf sie hätte machen können. Das tragische Ende ihres Gatten, und das erschütternde Trauerspiel des Bekenntnisses seiner Falschheit, welches Fra Girolamo unter dem Zwange der Tortur abgelegt hatte, ließen ihr kaum die Fähigkeit Nebenumstände zu begreifen. Alle Geistesthätigkeit, die ihr unter dieser Bürde von schaudernden Kummer blieb,

wurde von zwei Vorsätzen, von denen einer den andern aufheben mußte, gänzlich in Anspruch genommen, nämlich von dem Vorsatze: eine Unterredung mit Savonarola zu erlangen, und dann: zu erfahren, was aus Tessa und ihren Kindern geworden war.

„Sagt mir, Muhme," fiel sie plötzlich ein, als Monna Brigida's Zunge von allen Wirren auf Pläne hinsichtlich eines künftigen Zusammenlebens mit Romola übergesprungen war, „ist seit Tito's Tode etwas von einer jungen Frau mit zwei kleinen Kindern gesehen oder gesprochen worden?"

Brigida fuhr auf, rollte die Augen und rief, indem sie die Hände in die Höhe streckte:

„Christus, nein! wie? war er wirklich so schlecht, mein armes Kind? Ah, darum also gingst Du fort und ließest mir sagen, daß dies aus freien Stücken geschehe. Gut, gut! wenn ich das gewußt hätte, so würde ich Dich nicht für so seltsam und phantastisch gehalten haben. Ich sagte nämlich bei mir selbst, ohne aber gegen sonst Jemanden ein Wort darüber fallen zu lassen: „was braucht sie von ihrem Mann fortzugehen und ihn im Unglück sitzen zu lassen, nur weil sie dem armen Bernardo den Kopf abgeschlagen haben? Sie hat den Charakter ihres Vaters," sagte ich, „daher kommt es." Nun, nun, Du brauchst darüber nicht mit mir zu hadern, mein Kind; denn das kannst Du nicht läugnen, daß Bardo sehr heftig war. Wenn Du mir aber die Wahrheit gesagt hättest, daß eine junge Dirne und Kinder da waren, so würde ich ja Alles gleich begriffen haben. Ob ich

etwas von ihr gesehen, oder über sie gehört habe? Nein, und je weniger dies der Fall ist, desto besser. Die Leute sagen ihm, auch ohne das, schon Böses genug nach. Da dieses aber die Ursache war, weshalb Du fortgingst —"

„Nein, liebe Muhme," unterbrach Romola sie ernst, „ich bitte Euch, sprecht nicht so! Ich wünsche vor allen Dingen das junge Weib und ihre Kinder zu finden und für sie zu sorgen; denn sie sind ganz hülflos. Wendet mir nichts dagegen ein; das ist das Erste, was mir zu thun obliegt."

„Nun gut," sagte Monna Brigida, die Achseln zuckend und ihre Stimme mit einer Miene, als ob sie gänzlich aus dem Felde geschlagen wäre, sinken lassend, „wenn das ein Piagnone sein heißt, so habe ich Erbsen für Paternoster gehalten. Aber Fra Girolamo sagte ja etwas davon, daß Wittwen nicht wieder heirathen sollten. Kommt man zur Thür herein, so ist das, wie es scheint, eine Sünde; fliegt aber den Kamin herab, und Ihr seid willkommen. Zwei Kinder! Heiliger Gott!"

„Muhme, das arme Wesen hat nicht wissentlich gesündigt; sie weiß von gar nichts. Ich werde Euch das Alles erzählen, aber nicht jetzt."

Schon in der Frühe des nächsten Morgens richtete Romola ihre Schritte nach dem Hause hinter San Ambrogio, wo sie einstmals Tessa gefunden hatte; aber es war wie sie gefürchtet hatte: Tessa war fort. Romola vermuthete, daß Tito sie an einen Ort, wo er sie treffen wollte, vorausgeschickt hätte,

denn sie glaubte nicht, daß er sich absichtlich von jenen Kindern losmachen wollte. Es war dies für sie eine peinliche Vermuthung, denn wenn Tessa einmal außerhalb der Stadt war, so hatte sie kaum eine Aussicht, sie wieder zu finden, und Romola dachte sich dieses kindliche Geschöpf an irgend einem vom Wege abgelegenen Ort in hülflosem Jammer wartend. Die Nachbarn konnten ihr auch weiter nichts sagen, als daß die alte taube Lisa vor einer Woche mit ihrer ganzen Habe fortgezogen war, wohin aber Tessa gegangen war, wußte Niemand. Romola sah kein Mittel vor sich, wirksame Nachforschungen anzustellen, denn sie hatte keinen Anhaltepunkt dafür, und nicht nur ihre angeborene Zurückhaltung, sondern auch ein edleres Gefühl verboten ihr, einen Edelmuth vor Anderen zu entfalten, indem sie Tessa's Verhältniß zu Tito und ihren eigenen Wunsch, sie aufzufinden bekannt machte. So vergingen viele Tage in angstvoller Unthätigkeit. Selbst unter den mächtigen Eindrücken anderer Gedanken fühlte Romola ihr Herz höher schlagen, wenn sie ein Paar runder brauner Beinchen, oder ein kleines Weib im Bauernanzug erblickte.

Sie sagte sich nie, daß es ein Heroismus oder erhabene Barmherzigkeit war, daß sie diese Wesen aufsuchte; sie bedurfte eines Etwas, für das sie zu sorgen die besondere Verpflichtung fühlte; sie sehnte sich danach, die Kinder an sich zu drücken und ihnen Liebe zu ihr einzuflößen. Dieses würde dann wenigstens ein tröstendes Ergebniß alles ihres früheren

Kummers sein, sowohl für sie selbst als für Andere. Es schien, als ob Tito vieles Eigenthum besessen hatte, worauf ihr gerechte Ansprüche zustanden, aber sie mißtraute der Redlichkeit des Erwerbes jenes Vermögens, und war entschlossen, Alles dem Staate zu übergeben und nur so viel zu behalten, als ungefähr der Werth der Bibliothek ihres Vaters betrug. Dieses würde dann genügen, Tessa und die Kinder anständig aber bescheiden zu unterhalten. Monna Brigida aber verwarf diesen Plan durchaus, indem sie lärmend darauf bestand, daß Romola bei ihr wohnen und sie nicht eher verlassen sollte, als bis sie sie wohlbehalten im Paradies angelangt wußte; denn wozu hatte sie sie sonst überredet, eine Piagnone zu werden? und wenn Romola anderer Leute Kinder aufziehen wollte, nun gut, so mußte sie, Monna Brigida, auch das Ihrige dazu thun, dieselben aufzuziehen. Nur mußten sie vor allen Dingen erst aufgefunden werden.

Romola fühlte die ganze Wahrheit dieser Andeutung, aber starke, nicht befriedigte Gefühle haben ihren Aberglauben, sei es der der Hoffnung oder des Verzweifelns. Romola hatte den Aberglauben der Hoffnung: sie müßte irgendwie Mutter und Kinder finden. Endlich zeigte sich ihr auch eine Richtung, in welcher sie ihre Nachforschung erfolgreich fortzusetzen hoffen durfte. Sie erfuhr, daß Tito Pferde und Maulthiere besorgt hatte, die ihn in San Gallo erwarten sollten, er hatte also Florenz aus dem Thore von San Gallo verlassen wollen, und sie beschloß,

wenn auch ohne sonderliches Vertrauen auf das Resultat ihrer Nachfrage, sich bei den Thorwärtern zu erkundigen, ob sie vielleicht irgend Jemanden, dessen Persönlichkeit auf die Beschreibung, die sie von Tessa mit ihren Kindern machte, am neunten April vor Morgensanbruch aus dem Thore hatten gehen sehen. Indem sie die Via San Gallo entlang ging, und durch ihren langen Wittwenschleier sorgfältig umherspähte, damit ihr nichts entgehe, was ihr zu ihrem Zweck behülflich sein könne, gewahrte sie Bratti, der eben mit einem seiner Kunden handelte. Dieser stets umherstreifende Mann konnte ihr, meinte sie, nützen, und sie wollte nicht anstehen mit ihm von Tessa zu sprechen. Als sie eben ihren Schleier zurückschlug und quer über die Straße auf ihn zuging, sah sie etwas aus der einen Ecke seines Korbes hängen, was ihr Herz in vermehrter Hoffnung schlagen machte.

„Freund Bratti," redete sie ihn ohne Weiteres an, „woher habt Ihr dies Halsband?"

„Euer Diener, Madonna," antwortete Bratti, sich sehr ruhig nach ihr umwendend, da er dem Erstaunen eben nicht sehr zugänglich war, „es ist ein Halsband von Werth, aber ich werde wenig daran verdienen, denn mein Herz ist zu weich für einen Handelsmann. Ich habe versprochen, es als Pfand zu behalten."

„Ich bitte Euch, sagt mir, woher Ihr es habt. Nicht wahr, von einem kleinen Weibchen, Tessa mit Namen?"

„Ach so," rief Bratti, „wenn Ihr sie kennt, und wollt das Pfand mit einem kleinen Verdienst für mich auslösen, und es ihr dann wiedergeben, so werdet Ihr ein christliches Werk thun, denn sie weinte, als sie sich davon trennte, als wollte sie sich in einen Bach auflösen. Ihr sollt es für einen Gulden haben, denn ich mag nicht gern hartherzig sein."

„Wo ist sie?" fragte Romola, ihm das Geld gebend und das Halsband in freudiger Aufregung vom Korbe losmachend.

„Draußen aus dem Thor, an dem andern Ende des Borgo, bei der alten Sibilla Manetti; der Erste Beste wird Euch das Haus zeigen."

Romola eilte geflügelten Schrittes von dannen, den Zufall segnend, der sie während des Carnevals das Aussehen dieses Halsbandes kennen gelernt hatte. Bald stand sie vor dem Hause, das sie suchte. „Die junge Frau wäre mit den Kindern im Zimmer, sie sollte dort vor länger als vierzehn Tagen abgeholt werden; sie hätte kein Geld, nur ihre Kleider, um eine arme Wittwe für Wohnung und Essen zu bezahlen; da aber Madonna sie kenne —" Romola wartete das Ende des Berichts nicht ab, sondern öffnete die Thüre.

Tessa saß auf dem niedrigen Bette; ihr Weinen war in zährenlose Seufzer übergegangen; sie starrte mit traurigen, seelenlosen Blicken auf die beiden Kinder, die in der Ecke gegenüber spielten — Lillo, den Kopf mit dem Zipfel seines Röckchens bedeckend, und Ninna anschreiend, um sie zu schrecken und dann

wieder hervorguckend, um zu sehen, welchen Eindruck es auf sie gemacht hätte. Die Thür war etwas rückwärts von Tessa und sie wendete sich nicht um, denn sie glaubte, es sei ihre alte Wirthin — die Hoffnung war für sie todt. Romola hatte den Schleier zurückgeschlagen und blieb einen Augenblick stehen, das Halsband vor sich hinhaltend. Dann rief sie mit jener hellen Stimme, die sonst ihren Vater so oft aufgeheitert hatte:

„Tessa!"

Tessa sprang empor und sah sich um.

„Schau her," rief Romola, die Perlen um Tessa's Hals schlingend, „Gott hat mich wieder zu Dir gesendet."

Das arme Geschöpf schrie und weinte und hielt die Arme, die ihr das Halsband umlegten, fest umklammert. Sie vermochte nicht zu sprechen. Die beiden Kinder kamen aus ihrer Ecke hervor, erfaßten das Kleid der Mutter und sahen Romola mit weit geöffneten Augen an.

Noch am nämlichen Tage gingen sie Alle nach Monna Brigida's Hause in dem Borgo degli Albizzi. Romola hatte Tessa nach und nach mitgetheilt, daß Naldo nie wieder zu ihr kommen würde, nicht etwa, weil er grausam, sondern weil er todt war.

„Tröste Dich aber, meine gute Tessa," fuhr Romola fort, „ich bin gekommen, um immerdar für Dich zu sorgen, und wir haben ja auch Lillo und Ninna. Monna Brigida's Lippen zuckten in dem

Kampf zwischen ihrer Scheu vor Romola und dem Wunsche, zu unrechter Zeit zu sprechen.

„Ich will es," dachte sie bei sich, „für jetzt dabei bewenden lassen, aber ich kann die Zeit nicht erwarten, dieser kleinen Bäuerin, die nicht einmal zu wissen scheint, wie viele Finger sie an der Hand hat, zu sagen wer Romola eigentlich ist. Ich werde es ihr auch nächstens sagen, sonst wird sie nie ihre Stellung kennen lernen. Es ist Alles recht schön und gut für Romola, Niemand wird ihnen sagen, wer sie sind, wenn sie dabei ist; wenn diese Dirne mit dem Kätzchengesicht aber in meinem Hause bleiben soll, so muß sie hübsch demüthig gegen mich sein."

Indessen wollte Monna Brigida den Kindern immer zu viele Näschereien zum Abendbrot geben, und erklärte ihrer Muhme beim Zubettegehen, daß es eine Schande sein würde, sich der kleinen Engel nicht anzunehmen.

„Aber," bemerkte sie, „Du mußt es mir überlassen, Romola, für ihr Essen und dergleichen zu sorgen; denn Du hast nie ein Kind gehabt und ich hatte Zwillinge, nur daß sie gleich bei ihrer Geburt starben."

Einundsiebenzigstes Capitel.

Das Bekenntniß.

Als Romola Tessa mit ihren Kindern in das Haus brachte, war der April beinahe schon zu Ende, und die zweite große Angst ihrer Seele hatte durch die gedruckte Veröffentlichung von Fra Girolamo's Proceß, oder vielmehr seiner, vor dem, aus sechszehn florentinischen Bürgern zusammengesetzten Ausschusse, abgelegten Bekenntnisse, den höchsten Grad erreicht. Das Erscheinen dieser auf Befehl der Signoria veröffentlichten Actenstücke hatte so starke Ausbrüche öffentlichen Mißtrauens und Unwillens erregt, daß strenge Maßregeln ergriffen wurden, dasselbe zurückzunehmen. Abzüge davon wurden natürlich verlegt, und eine zweite, nicht von der Signoria autorisirte Auflage war bald darauf in den Händen eifriger Leser.

Romola, welche bereits daran verzweifelte, jemals mit Fra Girolamo sprechen zu können, las dieses Actenstück immer wieder und wieder, indem sie wünschte, dasselbe klarer beurteilen zu können, als nach den widersprechenden Eindrücken, welche in dem Munde sowohl seiner Anhänger als seiner Feinde die Gestalt bestimmter Behauptungen annahmen.

Bei den gläubigeren Anhängern Savonarola's hatte sein Mangel an Festigkeit auf der Folter und

sein Widerruf prophetischer Aussprüche eine Bestürzung hervorgerufen, die zu groß war, als daß sie, wie es schließlich doch geschah, durch den bald zur Gewißheit werdenden Verdacht beseitigt werden konnte, daß die von ihm geäußerten, mit ihrem Glauben an ihn in unerklärlichem Widerspruch stehenden Worte nicht aus dem Munde des Propheten, sondern aus der fälschenden Feder Ser Ceccone's kamen, dieses berüchtigten Notars, welcher das Protokoll bei der Untersuchung geführt hatte. Aber es gab außerdem allgemein faßliche Thatsachen, welche dem gedruckten Documente alle Glaubwürdigkeit nahmen. Bestand nicht die Reihe der sechszehn Verhörsrichter zur Hälfte aus den größten Feinden des Propheten? War nicht der allgemein bekannte Dolfo Spini Einer vom neuen Rath der Achte, die vor der Zeit gewählt waren, um die Würfel gegen einen Mann zu füllen, dessen Untergang schon im Voraus von der am Ruder befindlichen Partei beschlossen war? Die Verhandlungen im alten Palast waren weiter nichts als ein Mord mit hinhaltenden Feierlichkeiten. Die Signoria hatte beschlossen, einen guten Handel mit dem Papst und dem Herzog von Mailand abzuschließen, indem sie den Mann vernichtete, der lasterhaften Bürgern und gierigen fremden Tyrannen eben so sehr zur Last fiel, wie einer verderbten Geistlichkeit. Der Mönch war, wie bemerkt, schon im Voraus verurteilt, und die einzige Frage, die, wie es hieß, noch vorlag, war die: ob die Republik ihn, gegen die Erlaubniß ihrerseits, eine Abgabe auf Kir=

cheneigenthum legen zu dürfen, dem Papste lebendig überliefern, oder ob der Papst fernerhin der Republik bewilligen sollte, was ihre Würde verlangte, nämlich das Privilegium, ihren Propheten auf ihrem Marktplatze hängen und verbrennen zu dürfen.

Wer konnte also, bei so bewandten Umständen, diesem sogenannten Bekenntniß vollen Glauben schenken? Hatte der Mönch seine Prophetengabe abgeschworen, so war dieses nur in Folge der Höllenqualen geschehen — Qualen, die bei einem so empfindlichen Körper, wie der seinige war, nothwendigerweise schnell den Wahnsinn herbeiführen mußten. Wie, wenn diese schändlichen Verhörsrichter erklärten, daß er nur dreimal die Folter des Wippens und Ziehens, und zwar nur an einem Tage, auszuhalten gehabt und daß er seine Bekenntnisse abgelegt hatte, während er keinen körperlichen Zwang erlitt, sollte man das glauben? Er war viel stärker, er war nach Verhältniß des Schmerzes, den seine Bekenntnisse in dem Herzen seiner Freunde hervorgerufen hatten, gefoltert worden.

Andere Freunde Savonarola's, weniger leidenschaftliche Parteigänger, zweifelten nicht an der wesentlichen Aechtheit seiner Geständnisse, wie sehr dieselben auch durch die Verdrehungen und Zusätze des Notars verfälscht sein mochten; aber sie bestritten mit äußerster Entrüstung, daß irgend ein Grund vorhanden sei, ein Todesurteil zu fällen oder auf eine schwere Strafe zu erkennen. Es müßte jedem Unparteiischen einleuchten, daß, wenn diese Untersuchung der einzige

Beweis gegen den Frate war, er nicht eines Verbrechens wegen stürbe, sondern weil er sich bei dem Papst, den raubsüchtigen italiänischen Regierungen, die ihre toskanische Nachbarin zerstückeln wollten, und endlich bei jenen erbärmlichen Bürgern mißliebig gemacht hatte, welche ihrem persönlichen Ehrgeiz, im Gegensatz zum allgemeinen Besten, zu fröhnen suchten.

Nicht die geringste Spur eines politischen Verbrechens war ihm nachgewiesen; nicht der geringste Makel war in seinem Lebenswandel entdeckt worden; seine Mitmönche (mit Einschluß eines derselben, der mehre Jahre sein Secretär gewesen war, und der, höher gebildet als seine Gefährten, geneigt war, Fra Girolamo's Leitung als Prior einer Kritik zu unterziehen) bezeugten selbst, nachdem sein Widerruf sie wie ein Schlag getroffen hatte, seine tadellose Reinheit und Lebensfestigkeit, welche ihre, von jedem Argwohn freie Verehrung geboten hatte. Der Papst selbst war nicht im Stande gewesen, eine Anklage wegen Ketzerei gegen den Mönch vorzubringen, außer daß er einer Aufforderung nicht nachgekommen und den Excommunicationsspruch nicht geachtet hatte. Es war allerdings schwierig, diesen Bruch der Disciplin logisch zu rechtfertigen, aber es herrschte in den Gemüthern sehr ernster Männer eine sittliche Empörung gegen die römische Curie, welche darauf ausging, den theoretischen Unterschied zwischen Kirche und Geistlichkeit zu nichte zu machen, und das Aergerniß des Ungehorsams zu erleichtern.

Leute von der gewöhnlichsten Moralität und Va=

terlandsliebe fühlten, daß der Triumph der Feinde des Mönchs in der That nur der Triumph der gröbsten Ausschweifungen war. Verständige Florentiner, wie Soderini und Piero Guicciardini mochten wol ein Zornesläche ln auf den Lippen haben über eine Strenge, welche keine Gesetzlichkeit achtete, um einen Mann zu hängen und zu verbrennen, in dem die Verlockungen einer öffentlichen Laufbahn die Redlichkeit seiner Wahrhaftigkeit von ihrem Wege abgelenkt hatten; sie mochten wol bemerkt haben, daß, wenn der Mönch eine noch viel tiefere Verstellung mit einer, hohen Personen minder unbequemen Eifrigkeit und Fähigkeit vereinigt hätte, diese Verstellung als ein vortreffliches Oel zum Schmieren der kirchlichen und politischen Räder betrachtet worden wäre.

Nichtsdestoweniger mußten dergleichen feine Köpfe zugeben, daß, wie sehr auch die florentinische Regierung eine jämmerliche Rolle spielte, indem sie auf unbeholfene Weise das als einen richterlichen Spruch hinstellen wollte, was doch in der That nur als eine Handlung der Politik vorher beschlossen war, dennoch die Maßregeln des Papstes gegen Savonarola nur nothwendige Maßregeln der Nothwehr waren. Sich eines Mannes, der die europäischen Mächte zu einem Generalconcilium und zur Absetzung des Papstes aufreizen wollte, nicht zu entledigen suchen, wäre weiter nichts gewesen, als zur Ungerechtigkeit noch die Dummheit hinzufügen. Man konnte nicht läugnen, daß Savonarola gegen Alexander den Sechsten als ein Rebell, und, was viel mehr war, als ein

gefährlicher Rebell auftrat. Florenz hatte gehört, wie er gesagt hatte: er wolle dem Teufel nicht gehorchen, und Florenz hatte den Sinn dieser Worte sehr wohl verstanden. Es war nothwendigerweise ein Kampf auf Leben und Tod zwischen dem Frate und dem Papste, aber es war viel weniger nothwendig, daß Florenz sich zum Henker des Papstes hergeben mußte.

Romola's Ohren wurden auf diese Weise mit den Eingebungen eines noch unter seinen Wunden glühenden Glaubens und denen weltlicher Klugheit, welche die Dinge nach einem sehr geringen Maaß des der menschlichen Natur Möglichen schätzte, erfüllt. Keine dieser Eingebungen konnte sie befriedigen. Sie machte bei ihren vielen Grübeleien über jenes gedruckte Document manche peinliche, den Jahren ihrer Jüngerschaft mehr oder weniger gewissenhaft eingeprägte Bemerkungen, welche ihr die Ahnung zuflüsterten, daß Savonarola's Widerruf seiner Ansprüche auf Prophetenthum mehr als ein krampfhaftes Bestreben, der Tortur zu entgehen, war. Andererseits lechzte ihre Seele nach einer Erklärung seiner Fehler, welche es ihr noch ermöglichen konnte zu glauben, daß das Hauptstreben seines Lebens rein und edel gewesen sei. Die frische Erinnerung an die selbstische Unzufriedenheit, welche über sie gekommen war wie ein verderblicher Wind, und der Verlust des Glaubens an den Mann, der für sie eine Verkörperung der höchsten Bestrebungen gewesen war, hatten einen Rückschlag bewirkt, den Viele als eine Art Glaubens

kennen, welcher in ihnen aus den Tiefen der Verzweiflung entspringt. Es war, sagte sie jetzt, unmöglich, daß die verneinenden, ungläubigen Gedanken, welche in ihrer Seele alles Gute verdorren machten, in der Wahrheit der Dinge begründet sein konnten — unmöglich, daß es nicht ein lebendiger Geist gewesen war und kein leerer Vorwand, welcher einst in den Worten des Frate geathmet und ein neues Leben in ihr entzündet hatte. Was für eine Falschheit auch in ihm gewesen sein mochte, so war es nur ein Fall und keine Absicht gewesen; eine stufenweise Verwickelung, in welcher er rang, aber kein von Erfolg ermuthigter Plan.

Als sie die gedruckten Bekenntnisse durchlas, sah sie manche Aussprüche, welche das Gepräge stümperhafter Verfälschung trugen; sie zeigten jenen Schwulst und die Wiederholungen der Selbstanklage, deren nur gemeine Heuchler gegen ihre Mitmenschen sich bedienen. Aber die Thatsache, daß diese Aussprüche in grellem Widerstreit nicht nur mit dem Charakter Savonarola's, sondern auch mit dem allgemeinen Ton der Bekenntnisse standen, verstärkte den Eindruck, daß der Rest des Textes in der Hauptsache das enthielt, was wirklich aus seinem Munde gekommen war. Kaum ein Wort war unehrenvoll für ihn, ausgenommen, was sich auf seine prophetischen Verkündigungen bezog. Er blieb fest bei seiner Aussage über die Zwecke, die er zum Besten der Stadt Florenz, der Kirche und der Welt gehabt hatte; und abgesehen von der Mischung von Falschheit in

den Ansprüchen auf besondere Eingebungen, durch welche er auf den Geist der Menschen einwirken wollte, konnte man nicht einräumen, daß er zu unwürdigen Mitteln seine Zuflucht genommen hatte. Selbst bei diesem Bekenntnisse und ohne Ausscheidung der boshaften Bemerkungen des Notars strahlte Fra Girolamo als ein Mann, der allerdings seinen eigenen Ruhm gesucht hatte, aber nur, indem er nach dem höchsten Ziel: dem sittlichen Wohl der Menschheit rang, nicht durch unbestimmte Ermahnungen, sondern indem er danach strebte, Glauben in Thaten zu verwandeln, die in allen Einzelheiten des Lebens wirken könnten.

„Alles, was ich gethan habe,“ hieß es in einer merkwürdigen Stelle jener Schrift, in welcher vielleicht Manches gestrichen und eingeschoben ist, „habe ich in der Absicht gethan, für immer, jetzt und in Zukunft, berühmt zu werden und Ansehen in Florenz zu gewinnen, und auf daß nichts Wichtiges ohne meine Genehmigung geschehe. Und als ich meine Stellung in Florenz auf diese Art gesichert hatte, beabsichtigte ich große Dinge in Italien und außerhalb Italiens durch jene hohen Personen, mit denen ich Freundschaft geschlossen und über wichtige Gegenstände, wie z. B. über das Generalconcilium, verhandelt hatte, zu verrichten. Und nach Maßgabe, wie meine ersten Bestrebungen gelangen, würde ich weiter gegangen sein. Vor allen Dingen beabsichtigte ich, wenn das Generalconcilium zu Stande gekommen wäre, die Fürsten der Christenheit, besonders

die außeritaliänischen, zu bereden, die Ungläubigen zu unterjochen. Ich dachte nicht viel daran, Cardinal oder Papst zu werden, denn wenn ich das Werk, das ich vor Augen hatte, vollendet gehabt hätte, so würde ich, ohne Papst zu sein, der erste Mann in der Welt gewesen sein durch das Ansehen, das ich besessen hätte, und durch die Ehrfurcht, die mir gezollt worden wäre. Wäre ich zum Papst erwählt worden, so würde ich dieses Amt nicht ausgeschlagen haben, aber es schien mir, daß es etwas Größeres sei, an der Spitze dieses Werkes zu stehen, als Papst zu sein; denn ein Mann kann auch ohne Tugend Papst sein, aber ein Werk, wie ich bezweckte, verlangte einen Mann von ausgezeichneten Tugenden."

Diese Mischung von Ehrgeiz und Glauben an die Erhabenheit der Güte machte keinen neuen Eindruck auf Romola, die gewohnt war, dieses Alles in der Stimme, die den Dom durchhallte, zu hören. Savonarola's Geist war gewohnt, große Pläne zu entwerfen und zu fühlen, daß er der Mann war, sie auszuführen. Ungerechtigkeit sollte erniedrigt werden, die Sache des Rechts, der Reinheit und der Liebe sollte triumphiren, und zwar durch seine Stimme, durch sein Werk und durch sein Blut. Ohne Zweifel schmolz in Augenblicken ekstatischer Betrachtungen das Gefühl des Ich's in das des Unaussprechlichen hin, und in diesem Theil seiner Erfahrung lagen die Elemente wahrhafter Selbsterniedrigung; aber in Gegenwart seiner Nebenmenschen, für die er han=

deln sollte, schien Obergewalt eine nothwendige Bedingung zu sein.

Und vielleicht enthielt dies Bekenntniß, selbst wenn es eine wissentliche und wohlüberdachte Falschheit anzeigte, in Wirklichkeit weiter nichts als jenes Schwanken im Glauben hinsichtlich seiner eigenen Eindrücke und Gründe, dem die meisten menschlichen Wesen, die nicht die dumme Unbeugsamkeit des Selbstvertrauens besitzen, bei einem schroffen Wechsel äußerer Verhältnisse unterworfen sind. Welche Möglichkeit eines Wechsels in der Selbstbeurteilung lag nicht in einem Leben, wo die Erfahrungen wirr durcheinander gemischt sein mußten, wie in dem des Frate, wenn statt verehrender Blicke und gebeugter Kniee, statt eines großen, der Vollendung nahen Werkes, das in seinem Gelingen den Vollbringer desselben zu einem auserlesenen Rüstzeug macht, das Schreien, Anspeien und die Verwünschungen des großen Haufens sich zeigen, wenn die harten Züge von Feinden als Richter erscheinen, und dann die schreckliche Folter und auf der Folter der nicht zu unterdrückende Jammerschrei: „Was Ihr wollt, das ich sagen soll, ist wahr! laßt mich los, foltert mich nicht weiter! Ja, ja, ich bin schuldig! O Gott, Dein Streich hat mich getroffen!"

Als Romola der Qual dachte, die dem Geständniß nothwendig gefolgt sein mußte — ob nun in der darauf folgenden Einsamkeit des Kerkers das Gewissen die selbstbeschuldigenden Worte bekräftigte oder widerrief — so war es ihr, als ob diese Qual

auf ihrem eigenen Herzen lastete und ihr die langsam fließenden, bitteren Thränen erpreßte. Jeder gemeine, sich selbst nicht kennende Mensch in Florenz sprach geläufig über die Unwürdigkeit jenes Mannes, und er lernte eine Tiefe des Kummers kennen, die nur derjenigen Seele bekannt ist, die geliebt, nach dem Vollkommensten gestrebt hat, und jetzt ihren eigenen Fall sieht.

Sie hatte sich noch nicht durch den Augenschein von Dem überzeugt, was sie später gewahrte, nämlich von dem Seelenzustande des Mönchs, nachdem er auf diese Weise dahin gebracht worden war, sich bis in den Staub zu erniedrigen. Die Tage verstrichen und die Berichte von neuen, noch nicht veröffentlichten, keine Aenderung in den Bekenntnissen herbeiführenden Untersuchungen verstummten. Savonarola wurde in seinem Kerker unbehelligt gelassen, und man gestattete ihm eine Zeit lang Feder und Tinte, damit er, wenn er wollte, seinen zerquetschten und ausgerenkten Arm zum Schreiben brauchen könne. Er schrieb auch; aber was er schrieb, war keine Betheuerung seiner Unschuld, kein Protest gegen die Art, wie er behandelt worden war, sondern eine fortlaufende Unterredung mit jenem göttlichen, reinen Wesen, mit welchem er eine vollkommene Vereinigung erstrebte; es war der Erguß der Selbsterniedrigung, ein banger Schrei nach innerer Verjüngung. Kein noch aus der Vergangenheit herüberhallendes Echo der leidenschaftlichen Selbstschätzung: „Seht mein Werk an, denn es ist gut, und Diejenigen, welche

sich dawider setzen, sind Kinder des Teufels." Es war die Stimme der Trübsal, die ihm zurief: „Gott setzte Dich unter das Volk, als wärest Du einer der Erkorenen gewesen. Du aber hast Andere belehrt, und hast versäumt, selbst zu lernen; Du hast Andere geheilt, Du selbst aber bist noch stets krank gewesen. Dein Herz erhob sich bei der Schönheit Deiner eigenen Thaten, und dadurch hast Du Deine Weisheit eingebüßt und wurdest ein Nichts und wirst dies in alle Ewigkeit bleiben. Nach den vielen Wohlthaten, die Gott Dir hat angedeihen lassen, bist Du in die Tiefen des Meeres gestürzt, und trotz der vielen Gaben, die Dir zu Theil geworden sind, hast Du durch Deinen Stolz und durch Dein Prahlen der ganzen Welt ein Aergerniß gegeben." — Und wenn die Hoffnung sprach und ihm erklärte, daß die göttliche Liebe ihn nicht verlassen habe, sagte sie ihm nichts von einem großen Werke, das gethan werden sollte, sondern lediglich: „Du bist nicht verlassen, warum wäre denn sonst auch Dein Herz in Reue gebeugt? Auch das ist eine Gnadengabe."

Es ist keine Spur eines wirklichen Beweises vorhanden, daß Savonarola vom Augenblicke seiner Verhaftung an bis zu dem seines Todes von sich selbst als von einem Märtyrer gesprochen hätte. Die Idee des Martyrthums war für ihn eine Leidenschaft gewesen, welche den Traum der Zukunft mit dem Triumph, sein Werk vollendet zu sehen, theilte. Und jetzt war statt Beider eine Entsagung

über ihn gekommen, die er mit keinem prunkenden Namen verherrlichte.

Aber gerade deswegen darf er um so eher von seinen Mitmenschen ein Märtyrer für alle Zeit genannt werden. Denn die Gewalt erhob sich wider ihn, nicht seiner Sünden, sondern seiner Größe wegen, nicht weil er die Welt zu täuschen, sondern weil er sie zu veredeln getrachtet hatte. Und wegen dieser seiner Größe erduldete er eine doppelte Pein: nicht nur die der Beschimpfung der Folter und des Todeskampfes, sondern auch die Pein, von der Vision einer erhabenen Vollendung seines Werkes in das tiefe Dunkel hinabzusinken, wo ihm nichts übrig blieb, als zu sagen: „Ich zähle für Nichts; Dunkelheit umgibt mich, und doch war das Licht, das ich sah, das Licht der Wahrheit!"

Zweiundsiebenzigstes Capitel.

Das Schweigen des Todes.

Es war, als ob Romola die Worte wie einen Schrei gehört hätte, die ihr von vielen Lippen wiederholt wurden — die Worte, welche Savonarola sprach, als er von den Brüdern von San Marco, die gekommen waren, der Unterschrift seines Bekennt=

nisses beizuwohnen, Abschied nahm: „Betet für mich, denn Gott hat den Geist der Weissagung von mir genommen.“

Diese Worte hatten sie mit neuen Zweifeln wegen der Art, in welcher er während der Augenblicke vollständiger Selbstbeherrschung auf die Vergangenheit zurückblickte, erfüllt. Und diese Zweifel wurden durch noch traurigere Dinge, die ihr bald darauf zu Ohren kamen, immer mehr erhöht.

Der neunzehnte Mai war gekommen, und in dem Sonnenschein dieses Tages hatten zwei päpstliche Bevollmächtigte, welche die Untersuchung gegen Savonarola zu Ende führen sollten, ihren Einzug in Florenz unter dem Zurufe des Volks, welches den Tod des Mönchs verlangte, gehalten. Denn jetzt lautete die Volksstimme: „Es sind die Lügen des Frate, die alles Mißgeschick über uns gebracht haben; man soll ihn verbrennen, und Alles wird wieder gut gehen, und unser Elend wird ein Ende nehmen!“

Es ist als sicher beglaubigt, daß am nächsten Tage der schon zerschmetterte, empfindliche Körper immer neuen Foltern unterworfen wurde, und jetzt fiel Savonarola bei der ersten Drohung und dem ersten Anblicke der schrecklichen Werkzeuge in krampfhafter Aufregung auf seine Kniee und nahm in wenigen leidenschaftlichen Worten sein Bekenntniß zurück; er erklärte, daß er gelogen habe, als er seine prophetische Gabe geläugnet hätte, und daß, wenn er leiden sollte, er wenigstens für die Wahr=

heit leiden wolle: „Die Dinge, die ich gesprochen habe, sind mir von Gott gekommen!"

Nichtsdestoweniger wurde er auf die Folter gespannt, und während er gefoltert ward, fragte man ihn, warum er widerriefe. Die Menschen waren damals keine Teufel, aber nur das Bekenntniß der Schuld galt zu jener Zeit als ein Grund, mit der Folter aufzuhören. Savonarola antwortete: „Ich sagte es, damit ich als gut erscheine; peinigt mich nicht mehr, ich will Euch die volle Wahrheit sagen."

Florentinische Beisitzer waren bei dieser Untersuchung zugegen, und jene doppelt widerrufenden Worte waren bald in der ganzen Stadt bekannt geworden; sie erfüllten Romola mit banger Ungewißheit."

„Aber," und dieser Gedanke kam ihr plötzlich, „es muß doch der Augenblick kommen, wo er sprechen wird. Wenn es für ihn keine Furcht mehr gibt, als die vor der Lüge, wenn er im Angesichte des Todes stehen wird, wenn er hoch oben über dem Volke steht und zum letzten Male auf dasselbe blickt, können sie ihn nicht verhindern, ein letztes entscheidendes Wort zu reden. Ich werde zugegen sein."

Drei Tage später, am dreiundzwanzigsten Mai des Jahres 1498, war wiederum eine lange, schmale Plattform auf der großen Piazza, vom Palazzo vecchio nach der Tetta de' Pisani zu, errichtet. Aber es war kein Wald, sondern ein einziger großer Haufen Brennmaterial auf der kreisförmigen Fläche, welche das Ende der langen schmalen Plattform

bildete. Ueber diesem Holzhaufen erhob sich ein Galgen mit drei Stricken — ein Galgen, der, obgleich er nur zwei Arme hatte, doch so sehr einem Kreuze glich, daß manche Zuschauer sich unheimlich fühlten, trotzdem man einen Arm abgesägt hatte, um eben jene Aehnlichkeit zu vermeiden.

Auf der Marmorterrasse des Palastes befanden sich drei Tribünen; eine, zunächst der Thüre, für den Bischof, welcher die Ceremonien der Abnahme der Weihen an Fra Girolamo und den beiden Mönchen, welche als seine Anhänger und Genossen bestraft werden sollten, zu vollziehen hatte; die zweite für die päpstlichen Commissarien, welche sie für Schismatiker und Ketzer erklären und sie dem Arm der weltlichen Obrigkeit überliefern sollten; und die dritte, in der Nähe des Marzocco, an der Ecke der Terrasse, wo die Plattform begann, für den Gonfaloniere und die Acht vom Rath, welche das Todesurteil zu fällen hatten.

Und wieder wimmelte die Piazza von Gesichtern, auf denen die Erwartung lag, wieder sollte ein großes Feuer angezündet werden. Bei dem größten Theile der sich um das Hochgericht drängenden Menge war die Erwartung das Gefühl eines wilden Hasses oder der herzlosen Neugierde, einem barbarischen Schauspiele mit beizuwohnen. Es gab aber auch noch viele Zuschauer auf dem weiten Pflaster, auf den Dächern und an den Fenstern, welche inmitten ihres bittern Schmerzes und der Beschimpfung als heuchlerische Piagnoni, die sie erdulden mußten, nicht

ohne eine leise Hoffnung waren, daß selbst jetzt noch, in der zwölften Stunde, Gott sich durch irgend ein Zeichen in's Mittel legen und ihren geliebten Propheten als Seinen Diener zeigen würde. Und es waren noch mehre zur Stelle, die, wie Romola, mit bebender Erwartung dem letzten Augenblick entgegensahen, wenn Savonarola ausrufen würde: „Volk von Florenz, ich habe mich nie einer Täuschung schuldig gemacht!"

Romola befand sich an einem Fenster auf der Nordseite der Piazza, weit entfernt von der Marmorterrasse, wo die Tribünen errichtet waren. Neben ihr stand, gleichfalls in peinlichem Zweifel über den Mann, welcher sich seine jugendliche Ehrfurcht errungen hatte, ein junger Florentiner von zweiundzwanzig Jahren, Jacopo Nardi genannt, der sich später große Ehre dadurch erwarb, daß er einer der Wenigen war, die, Fra Girolamo's Größe erkennend, über ihn geschrieben haben, nur von dem Wunsche beseelt, die Wahrheit zu offenbaren. Er hatte zu Romola, als er den Kampf in ihr, zwischen schauderndem Abscheu vor diesem Schauspiel und dem Drang, dem letzten Augenblicke beizuwohnen, sah, mit achtungsvoller Höflichkeit gesagt:

„Madonna, Ihr habt nicht nöthig, diese entsetzlichen Dinge mit anzusehen. Ich werde es Euch sagen, wenn er aus dem Palaste kommt. Vertraut mir, ich weiß, was Ihr sehen wollt."

Romola verhüllte ihr Gesicht, aber dem Geschrei, welches den scheußlichen Auftritt sogar sichtbar zu

machen schien, konnte sie nicht entgehen. Endlich fühlte sie ein Berühren ihres Armes und hörte die Worte: „er kommt!“ Sie blickte nach dem Palaste, und konnte Savonarola im Dominikanergewande vorführen sehen; sie konnte sehen, wie er vor dem Bischof stand und wie ihm der schwarze Mantel, das weiße Scapulier und die lange weiße Tunika abgenommen wurde, bis er in einer enganschließenden, wollenen Untertunika dastand, die keine Würde, keinen Rang andeutete. Er war seines Amtes entsetzt und von der „streitenden Kirche“ ausgeschlossen.

Die niedrigere Klasse des Volkes freut sich über solche Entziehungen von Ehren und Würden, selbst von jedem Hasse abgesehen, denn es ist der Hohn, den sie am leichtesten begreift. Ein neues Triumphgeschrei erhob sich, als die drei abgesetzten Mönche der Tribüne der päpstlichen Bevollmächtigten, von denen sie als Schismatiker und Ketzer ausgerufen werden sollten, zuschritten. Sah der Prophet nicht wirklich jetzt wie ein Schismatiker und Ketzer aus? Es ist ja so leicht, an den verdammungswürdigen Zustand eines Mannes zu glauben, der aller Ehren und Würden entkleidet dasteht.

Nun waren sie auch an der dritten Tribüne vorüber, wo sich die florentinischen Beamten, die das Urteil sprechen sollten, befanden. Romola vermochte, trotz der weiten Entfernung, unter ihnen die verhaßte Gestalt Dolfo Spini's in dem ernsten schwarzen Talar, als Eines der Acht vom Rath, zu erkennen.

Dann gingen die drei Gestalten in ihren eng anschließenden weißen Gewändern die Plattform, unter dem Geschrei und beschimpfenden Zurufungen des Pöbels, entlang.

„Bedeckt Eure Augen, Madonna," sagte Jacopo Nardi, „Fra Girolamo wird der letzte sein."

Es währte nicht lange, ehe sie die Augen wieder enthüllte. Savonarola war da. Er stand jetzt nicht zu weit von ihr entfernt. Er war die Stufen emporgestiegen; sie konnte gewahren, wie er auf die Menge umher blickte.

Aber im nämlichen Augenblicke war ihre Hoffnung begraben, und sie sah nur, was auch er sah: Fackeln, die geschwungen wurden, um das Holz unter seiner Leiche anzuzünden, und Augen, die in einem noch scheußlicheren Lichte funkelten; sie konnte nur hören, was auch er hörte: rohe Späße, Verhöhnungen und Verwünschungen.

Der Augenblick war vorüber. Ihr Gesicht war von Neuem verhüllt, und sie wußte von nichts mehr, als daß die Stimme Savonarola's im Schweigen des Todes verklungen war.

Epilog.

Am Abend des zweiundzwanzigsten Mai, im Jahre 1509, saßen fünf Personen, deren Schicksale uns nicht unbekannt sind, in einem schönen Zimmer im

Obergeschoß, das auf eine Loggia ging, von deren rechter Ecke aus man einen Ueberblick über den Borgo Pinti, das nach Fiesole führende Stadtthor und die ernst emporragenden Höhen jenseits derselben genoß.

In einem Ende des Zimmers befand sich ein Wölbbogen, der zu einem engen, kaum mehr als eine Blende bildenden Gemach führte, und in dem das Licht von oben auf einen kleinen, mit feinem weißen Leinen bedeckten Altar fiel. Ueber dem Altar hing ein Gemälde, das in der Entfernung, in welcher die erwähnte kleine Gesellschaft saß, nur als das kleine Bild eines Dominikanermönchs in voller Figur erschien, denn es war vor dem einfallenden Lichte durch überhängende Zweige und Blumenkränze geschützt, und die Kerzen darunter waren nicht angezündet. Es schien aber, als wäre die Ausschmückung des Altars und der Nische, in welcher es stand, nicht beendet; denn ein Theil des Fußbodens war mit einem wirren Gemenge von Blumen und grünen Zweigen bestreut, zwischen denen ein zartes blauäugiges Mädchen von dreizehn Jahren saß; sie strich ihr langes, lichtbraunes Haar aus dem Gesicht zurück, während sie Blumen für die Kränze, die sie flocht, aussuchte, oder sah auf die Arbeit ihrer in derselben Weise beschäftigten Mutter, indem sie dieser wie belehrend sagte, wie sie sich bei dem Kränzeflechten zu benehmen habe.

Die Mutter war nämlich eben so wenig im Kränzeflechten wie in anderen Arbeiten geschickt. Tessa's Finger waren mit den Jahren nicht gewandter, son=

dern nur viel dicker geworden. Es ging ihr nur sehr langsam von der Hand und sie wandte den Kopf sehr häufig um, mit vieler Nachgiebigkeit Ninna um ihre Ansicht befragend, denn Tessa konnte gar nicht aufhören, ihr Erstaunen über die Weisheit ihrer Kinder zu äußern. Sie trug noch immer ihr bäurisches Gewand, nur daß es breiter war als das früher getragene; noch immer steckte die silberne Nadel in ihrem reichen krausen, braunen Haar und um den Hals hing noch stets das merkwürdige Halsband, mit einer rothen Schnur darunter, deren Enden sich geheimnißvoll in ihren Busen versenkten. Ihr rundes Gesicht sah noch kindlich zufriedener aus, als in ihren jüngeren Tagen, denn Tessa dachte bei sich, daß alle Menschen in der Welt so gut wären; selbst Monna Brigida hatte jetzt nichts an ihr auszusetzen, und that fast nichts Anderes als schlafen — eine sehr liebenswürdige Gewohnheit bei Jedermann, der Tessa selbst gar nicht abhold war.

Im jetzigen Augenblick schlief Monna Brigida in einem geradlehnigen Armsessel, einige Ellen abseits von den Uebrigen. Ihr unter der schwarzen Kapuze zurückgestrichenes Haar hatte die milde Weiße, welche nicht mit dem Schnee oder etwas Anderem zu vergleichen, sondern einfach die liebliche Weiße alten Haares ist. Das Kinn war auf die Brust gesunken und die Hände ruhten auf den Seitenlehnen des Sessels. Sie hatte weder Blumen gewunden noch sonst etwas gethan, sondern nur, wie gewöhnlich, zugesehen und war, gleichfalls wie gewöhnlich, eingeschlafen.

Die beiden anderen Personen saßen etwas ferner davon an der weiten Pforte, die auf die Loggia ging. Lillo saß auf dem Fußboden, den Rücken gegen die Thür gelehnt und die langen Beine ausgestreckt, während er auf seinen Knieen ein großes Buch hielt und von Zeit zu Zeit mit der Hand nach irgend einer neugierigen Fliege haschte, was ihn viel gewaltiger zu interessiren schien, als das schön gedruckte Exemplar von Petrarca, welches an einer Stelle geöffnet blieb, als ob er etwas daraus auswendig lerne.

Romola saß Lillo fast gerade gegenüber, ohne ihn aber zu beobachten. Ihre Hände lagen gekreuzt auf ihrem Schooſe, und ihre Augen blickten gedankenlos auf die fernen Berge, sie wußte offenbar nicht, was um sie her vorgenommen wurde. Ein bewegtes Leben hatte seine Spuren auf ihr zurückgelassen. Die zartgeformten Wangen waren ein wenig eingefallen, die goldenen Haarflechten waren weniger dicht, aber eine liebliche Ruhe lag auf ihrem Antlitz, die ihr in der Jugend fremd gewesen war. Wir können unsere schwersten Trübsale nur einmal erfahren, und Romola hatte sie in der Blüthe der Jahre kennen gelernt.

So in sich selbst versunken, hatte sie anfangs nicht bemerkt, daß Lillo nicht mehr in das Buch sah, sondern sie mit einer etwas ungeduldigen Miene betrachtete und so andeutete, daß er mit ihr zu sprechen wünschte, aber nicht ganz sicher war, ob ihr diese Unterhaltung eben jetzt genehm sei oder nicht. Un-

aufhörlich auf Jemanden gerichtete Blicke werden aber doch endlich immer bemerkt. Romola wandte jetzt ihre Blicke von den fernen Gegenständen ab und begegnete Lillo's ungeduldigen dunklen Augen, indem sie ihn mit immer milderem Lächeln betrachtete. Er schob sich den Flur entlang, das Buch fortwährend auf dem Schoose haltend, bis er dicht neben ihr war und sein Kinn auf ihr Knie legte.

„Was giebt es, Lillo?" fragte Romola, ihm das Haar von der Stirn zurückstreichend. Lillo war ein schmucker Bursche, aber seine Gesichtszüge schienen plumper und minder regelmäßig als die seines Vaters werden zu wollen. Das Blut des toskanischen Bauern rollte in seinen Adern.

„Mama Romola, was soll ich werden?" fragte er, zufrieden, daß er Aussicht hatte, die Unterhaltung so lange fortzusetzen, bis es zu spät wäre, den Petrarca'schen „spirto gentil" länger fortzusetzen.

„Was möchtest Du denn gern werden, Lillo? Du könntest ein Gelehrter werden mein Vater war auch einer, und hat mich vielerlei Dinge gelehrt, und deshalb kann ich Dich wieder belehren."

„Ja," entgegnete Lillo etwas zögernd, „aber auf dem Gemälde ist er alt und blind. Hat er großen Ruhm davon gehabt?"

„Nicht besonders viel, die Welt war nicht immer gut gegen ihn und er sah schlechtere Leute, als er war, zu sicheren Stellen gelangen, weil sie schmeicheln und lügen konnten, und dann fand es sein geliebter Sohn für Recht, ihn zu verlassen und Mönch zu

werden, und darauf fühlte sich mein Vater, nachdem er blind und vereinsamt war, unfähig, das zu thun, was seine Gelehrsamkeit gemeinnütziger gemacht hätte, so daß er noch nach seinem Tode in seinen Werken hätte leben können."

„Diese Lebensweise würde mir gar nicht gefallen," sagte Lillo, „ich möchte gern etwas werden, was mich zu einem großen Manne machte, und sehr glücklich obendarein, etwas, was mich nicht verhindern würde, sehr viel Vergnügen zu haben."

„Das ist nicht leicht, lieber Lillo! Das Glück, welches nur daher stammt, daß wir hauptsächlich für unser engherziges Vergnügen sorgen, ist nur ein sehr armseliges Glück. Wir können die höchste Glückseligkeit, die damit verbunden ist, ein großer Mann zu sein, genießen, wenn wir höhere Gedanken und tiefes Gefühl für die ganze Welt, wie für uns selbst hegen; ein Glück dieser Art bringt aber oft so viele Pein mit sich, daß wir es nur durch die Pein, die es uns schafft, sagen können, daß es das ist, was wir vor allem Andern erwählen würden, weil unser Geist einsieht, daß es gut ist. Es giebt so vieles Unrechte und Mühsame in der Welt, daß kein Mensch groß sein kann — kaum daß er sich von der Schlechtigkeit fern zu halten vermag — wenn er nicht dem eifrigen Streben nach Vergnügen oder Belohnungen entsagt, und die Kraft erlangt, das Harte und Peinliche zu ertragen. Mein Vater besaß die der Redlichkeit eigenthümliche Größe; er zog Armuth und Dunkelheit der Falschheit vor. Und Fra Girolamo —

Du weißt, warum ich den morgenden Tag heilig halte — er besaß die Größe, die einem im Kampfe gegen das übermächtige Unrecht und in den Versuchen, die Menschheit zu den höchsten Thaten, deren sie fähig ist, zu erheben, zugebrachten Leben eigen ist. Wenn Du also edel handeln und das Beste erkennen willst, was Gott innerhalb des Bereichs der Menschen gebracht hat, dann Lillo, mußt Du lernen Deinen Geist auf jenes Ziel zu richten, nicht aber auf das, was Dir deshalb geschehen wird. Und vergiß nicht, daß, wenn Du etwas Niedriges erwählst und es zu einer Lebensregel für Dich machst: nur Dein Vergnügen zu suchen und allem Unangenehmen aus dem Wege zu gehen, das Unglück Dich dennoch ereilen kann; und es wäre dies ein, gemeine Seelen befallendes Unglück, welches eine Art des Grams ist, für die es keinen Balsam giebt, und die danach angethan ist, den Menschen ausrufen zu machen: es wäre mir besser, ich wäre nie geboren worden! Ich will Dir etwas sagen, Lillo!"

Romola hielt einen Augenblick inne. Sie hatte Lillo's beide Wangen zwischen ihre Hände genommen, und seine jugendlichen Augen blickten in die ihrigen.

„Es lebte ein Mann, dem ich sehr nahe stand, so daß ein großer Theil seines Lebens klar vor mir dalag, und fast Jedermann hatte ihn gern, denn er war jung, geschickt, schön und sein Benehmen war gegen alle Menschen freundlich und höflich. Ich glaube, daß er, als ich ihn zuerst kennen lernte, noch nie daran gedacht hatte, etwas Schlechtes oder Niedriges

zu thun. Weil er aber jedem Unangenehmen aus dem Wege gehen wollte, und um nichts so sehr besorgt war, als um seine Sicherheit, kam er endlich dahin, die scheußlichsten Thaten, die den Menschen entehren, zu verrichten. Er verläugnete seinen Vater und ließ ihn im Elende, er verrieth Jeden, der ihm vertraute, um sich zu sichern und um reich und glücklich zu werden. Und dennoch ereilte ihn das Unheil."

Romola hielt auf's Neue inne. Ihre Stimme war unsicher geworden, und Lillo blickte mit scheuer Verwunderung zu ihr auf.

„Ein anderes Mal, Lillo, ein anderes Mal werde ich Dir weiter erzählen. Siehe, da kommt unser alter Piero de Cosimo und mit ihm Nello den Borgo Pinti herauf; sie bringen uns Blumen. Komm, wir wollen ihnen mit der Hand zuwinken, damit sie sehen, daß wir sie erkannt haben."

„Wie grillenhaft doch der alte Piero ist," sagte Lillo, als sie am Rand der Loggia standen und die Herankommenden beobachteten, „er schilt Euch, daß Ihr den Altar schmückt und so viel an Fra Girolamo denkt, und dennoch bringt er Euch die Blumen."

„Das hat nichts zu sagen," erwiderte Romola, „es giebt viele, sonst sehr wackere Leute, die Fra Girolamo nicht liebten; vielleicht hätte auch ich dies nicht gelernt, wenn er mir nicht zur Hülfe gekommen wäre, als ich in großer Noth war."

Ende.

Druck von G. Pätz in Naumburg.